

Brigitte Hocke · Unterwegs in die Heimat

Brigitte Hocke

Unterwegs
in die Heimat

Roman

neues leben

Die Autorin

Brigitte Hocke, geboren 1937 in Stuttgart, Flucht vor den Bomben nach Schlesien, dann vor der Front nach Böhmen. Von den Tschechen ausgewiesen, landet sie nach Jahre währenden Umwegen schließlich in Ostdeutschland. Abitur in Bad Frankenhausen, Studium der Romanistik mit den Fächern Französisch, Spanisch und Rumänisch und dem Schwerpunkt Literaturwissenschaft in Leipzig. Danach Promotion über Friedensideen in der französischen Literaturgeschichte und Habilitation auf dem Gebiet der Literaturtheorie und Tätigkeit im Bereich der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft. 1986 bis 1989 Gastdozentin an der Pariser Sorbonne Nouvelle. Nach ihrer Rückkehr Professorin für Französische Literatur. Nach Erreichen des Rentenalters weitere fünf Jahre am Institut für Linguistik und Translatologie tätig. Mitbegründerin der Deutsch-Französischen Gesellschaft Leipzig e.V. Sie veröffentlichte zahlreiche Arbeiten zur französischen und deutschen Literatur sowie eine Bildbiografie Heinrich Manns.

Vor das Land Utopia haben die himmlischen
Mächte das Gestrüpp der Doktrinen gesetzt,
und wer in das Land hineinwill, der muss
durch die Dornen hindurch, und nicht nur sein
Jäckchen, auch seine Haut werden die Spuren
des Weges zeigen.

Stefan Heym

ERSTES BUCH

I.

»Sara kommt nicht«, hatte Mutter gerade zu mir gesagt und rasch noch die letzte Kerze am Lichterkranz angezündet. Da klingelt es schon. Ich laufe zur Tür. »Helgard!!« ... In der linken Hand hält sie einen Blumentopf, in der rechten ein kleines Päckchen. Es rutscht ihr aus der Hand. »Ich gratuliere dir zum Geburtstag.« Ungeschickt streckt sie mir das Blümchen entgegen, schaut auf das Päckchen und hebt es auf. »Das ist auch für dich.« – »Danke.« – »Das ist so eine, wie Sara sie hat. Ist sie schon da?« – »Sara kommt nicht.« – »Ist sie krank?« Fragend sehe ich Mutter an. »Nein«, sagt sie und schweigt betroffen. »Warum denn nicht? Sie hat's doch aber versprochen.« – »Ich weiß. Sie kann nicht kommen. Goldsteins sind abgeholt worden«, fügt sie erklärend hinzu. »Abgeholt?« ... »Ja, alle. Heute Morgen, als ihr noch geschlafen habt. In der Zeitung hätte gestanden, sagt Herr Dachser, dass alle Juden in ihre Heimat zurückkehren sollen. Dann würde es endlich mehr Wohnungen für uns Deutsche geben.« – »Aber Sara ist doch Deutsche«, protestiere ich. »Sie hat mir sogar das Haus gezeigt, in dem sie auf die Welt gekommen ist. Ein viel schöneres als unseres hier. Mit großen Fenstern und kleinen Türmchen an den Ecken. Dort hätten sie früher gewohnt. Es hätte ihnen sogar gehört. Hat sie mich etwa angeschwindelt?« – »Aber nein, mein Schätzchen. Sara ist ein ehrliches Mädchen. Das, was du weißt, ist alles richtig. Umziehen müssen sie aber trotzdem.« – »Und warum hat sie mir das nicht erzählt?« – »Weil niemand gewusst haben wird, wann es losgeht. Den Umzug organisiert nämlich die Stadt für sie. Beahlt hatten sie ihn jedenfalls schon länger. Und plötzlich hat's dann eben doch geklappt.« *Geklappt?*

Mir liefen Tränen übers Gesicht. Helgard weinte nicht. Sie wusste nicht recht, ob sie Sara mochte. Ihr Onkel Fritz, der

jetzt bei Weidmanns wohnte, habe gerade erst wieder zu ihrer Mutter gesagt, Sara sei wirklich nicht der richtige Umgang für ein deutsches Kind. Sicher, so schöne Sachen, wie wir sie trugen, hatte Sara nicht. Wenn ich mit ihr spazieren ging, blieb sie manchmal stehen, weil ihre Schuhe drückten. Sie sollte schon lange neue bekommen. Doch ohne Bezugschein gab es keine. Und Juden bekämen keine. Hübsch angezogen war sie aber immer. Gut, ein bisschen zu klein geworden war es schon, das dunkle Strickkleid, das sie schon bei meinem vorigen Geburtstag anhatte. Schön sah es trotzdem noch aus. Die Passe war mit roten und gelben Blümchen bestickt. Auf dem Kopf trug sie dazu eine große Seidenschleife.

Helgard und ich hatten oftmals gleiche Dirndl an. Mit Schürzchen drüber. Meine Mutter hatte beiden nach dem gleichen Schnitt genäht. Wir trugen auch beide die gleiche Masch im Haar. Aber nicht seitlich wie Sara, sondern hinterm Hahnekamm. Wir sahen fast wie Geschwister aus. Helgard war genauso alt wie ich und wohnte im ersten Stock. Ihr Vater war im Krieg. Spielsachen hatte sie viel schönere als ich. Als Schwester hätte ich allerdings lieber Sara gehabt. Sie war fünf Jahre älter als ich und hatte auch keine Geschwister. In unsere Straße gezogen waren die Goldsteins nur wenig früher als wir, lebten aber sehr beengt, wusste ich von Mutter.

Sara war meine beste Freundin. Nein, eigentlich meine einzige. Außer uns dreien gab es keine anderen Kinder auf unserer Straßenseite. Drüben und weiter oben, in den Häusern mit den Gärten, lebten zwar Kinder, die tuschelten jedoch immer so komisch, wenn wir sie trafen. Vielleicht weil Sara eine aus dem Judenhaus war. Meine Mutter störte das nicht. Im Gegenteil. Sie freute sich, dass es jemanden gab, der auf mich aufpasste, wenn sie Wege erledigte. Sie hatte so großes Vertrauen in Sara, dass ich sie sogar begleiten durfte, wenn sie in den Judenladen einkaufen ging. Dorthin war es weit zu laufen. Denn es gab nur den in der Seestraße. Und mit der Straßenbahn durfte sie nicht fahren, weil sie schon älter war als sechs und deshalb den Stern tragen musste. Nicht selten waren wir also einen ganzen

Vormittag unterwegs. Letztes Mal stand eine lange Schlange vor dem Geschäft, und die Leute sagten, es gäbe zurzeit kein Brot. Ob noch welches käme, wusste niemand. Milch und Butter holte Sara dann noch schnell auf dem Heimweg, dort, wo auch wir unsere Milch kaufen gingen – in unserer Straße. Gleich nebenan. Warum sie dort welche bekam, wollte sie mir nicht sagen. Sie habe ihren Eltern ihr großes Ehrenwort gegeben, ihr Geheimnis niemandem anzuvertrauen.

An ihre Eltern kann ich mich kaum erinnern. Herrn Goldstein sah ich nur manchmal, wenn er von der Arbeit kam, Frau Goldstein dagegen fast nie. Einmal jedoch hatte sie lange vor unserer Haustür gestanden und sich mit Mutter unterhalten. Hoffentlich über meine Idee. Denn als es im Kino *Rotkäppchen* gab, hatte ich so lange gebettelt, Sara einladen zu dürfen, bis Mutter einwilligte, noch eine dritte Kinokarte zu kaufen. »Aber nicht«, schränkte sie ihr Versprechen ein, »ohne ihre Eltern zu fragen, ob sie auch wirklich mitkommen darf.« Bis dahin war ich fest entschlossen gewesen, einfach bei Goldsteins klingeln zu gehen und frei heraus zu sagen, sie möchten doch bitte nicht immer so streng mit Sara sein. Doch Mutter hatte mich zurückgehalten.

Am nächsten Tag erfuhr ich dann, was sie, ehe sie mit Frau Goldstein gesprochen hatte, auch nicht gewusst habe. »Der Grund ist ein anderer, Schätzchen«, erklärte sie mir. »Um uns geht es dabei nicht! Es gibt aber andere Leute, die sich belästigt fühlen könnten, wenn sie im Kino neben Juden sitzen müssten.« – »Dann setzt sich Sara eben zwischen uns beide«, schlug ich kurzerhand vor. »Was aber, wenn man sie gar nicht erst einlassen würde?«, fragte mich Mutter. »Was könnten wir tun?« Ich wusste auch keinen Rat. »Frau Goldstein hat zu mir gesagt«, fuhr sie schließlich fort, »es sei klüger nachzugeben und somit von vornherein jedem unnützen Streit aus dem Weg zu gehen. Wir Arier seien doch sowieso die Stärkeren.« *Arier?* Fast jedes Mal, wenn die Jungs Sara wieder so hässliche Worte hinterherriefen und sie nichts erwiderte, sagte sie zu mir: »Der Klügere gibt nach.« Dabei gab *ich* doch meistens nach,

obgleich sie die Klügere war. Ich verstand nicht, was sie meinen könnte.

Noch weniger verstand ich von dem, was ich eines Abends aufgeschnappt hatte, als ich schlafen sollte und es nicht konnte, weil ich so traurig war und mir vorzustellen versuchte, wie einem Kind zumute sein muss, wenn es von zwei bösen Männern in Uniform am Arm gepackt und rausgeworfen wird und nie mehr ins Kino darf; als ich ängstlich nach Mutter gerufen hatte und sie noch einmal an mein Bett gekommen war, mir an die Stirn gefasst, mich gestreichelt und die Tür zum Wohnzimmer einen Spaltbreit offen gelassen und zu Papa gesagt hatte: »Ich habe heute zufällig die Mutter von Sara getroffen. Eine nette Frau. Sie wollte wissen, ob sich ihre Tochter auch ordentlich verhält, wenn sie bei uns ist, und ob es uns wirklich nicht stört, wenn sie mit Bärbel spielt.« Mir hatte Mutter aber gesagt, *sie* wolle bei Goldsteins läuten. Warum schwindelt sie denn Papa an? »Wie es sich so ergibt«, sprach sie weiter, »haben wir uns dann eine ganze Weile nett unterhalten. Eine interessante Familie. Frau Goldstein macht sich große Sorgen um ihre Eltern. Die Neuordnung der Wohnviertel sei nicht nur geplant, sondern bereits in vollem Gange. Wusstest du das?« Seine Antwort konnte ich nicht verstehen. »Stell dir vor«, sagte sie, »sie mussten schon voriges Jahr, mit nicht mal sechzig, ins Altersheim.« – »So was gibt's doch nicht.« – »Doch. Per Zwangseinweisung. Nur weil ihr Vater – seine Firma hatte ihn gerade fristlos gekündigt – bei der Mietzahlung keinen Tätigkeitsnachweis erbringen konnte, habe er das Recht auf eine eigene Wohnung verwirkt. Und zwar für immer. Dabei hat er Vermögen! Aber nein, nichts zu machen. Stell dir das vor! Selbst dann nicht, wenn seine Frau einer Arbeit nachgehen würde. Für Frauen gelte automatisch, was für den Ehemann gilt. Schlimm, nicht wahr?« Papa sagte nichts. »Das Haus, in dem sie bisher lebten, sei nun *leergewohnt*. Ein geschmackloser Ausdruck. Stimmt's? Sie seien die Letzten gewesen. Demnächst soll nun das ganze Viertel *judenfrei* sein. Und wie Frau Goldstein das sagte! Kein Anflug von Zorn. Vielmehr hofft sie sogar, diese

Aktion würde vielleicht einen Beitrag dazu leisten, dass in Stuttgart wieder Normalität einkehrt und die Feindseligkeiten endlich aufhören. Glaubst du das?«

Da es Bärbel damals noch ziemlich schwerkelfallen sein muss, die Formulierungen ihrer Eltern aufzunehmen, hat die Erzählerin jenes Gespräch so wiedergegeben, wie es ihren Erinnerungsbrocken nach stattgefunden haben könnte, und entschuldigt sich für die Freiheit, die sie sich dabei herausgenommen hat. Interessant ist, dass sie schon als kleines Kind viele ihr unverständliche Wörter und Begriffe so aufgenommen hat, wie man nicht selten Vokabeln lernt. Man hört sie, ohne zu wissen, wofür sie stehen, aber sie hören nicht auf, im Innersten nachzuklingen. Es ist, als würden sie einen verfolgen. Man hört sie ein zweites Mal oder ein drittes, nur die Situation ist eine andere. Und plötzlich – siehe da! – tragen sie eine Bedeutung. Alle verwendeten diese Wörter, und trotzdem schienen nicht alle, die sie verwendeten, das Gleiche zu meinen. Sie würde also irgendwann doch einmal jemanden fragen müssen. »Lass mich in Ruhe damit! Von dem politischen Zeugs versteh ich nichts«, wies ihre Botnanger Großmutter die Frage von sich. »Was interessieren mich die Leute da drunten in der Stadt!« Dabei hatte Bärbel doch gar nicht gefragt, was *judenfrei* oder *leerziehen* heißt. Auch nicht, ob nun Juden oder Arier klüger seien. Für manches hatte sie ja eigene Erklärungen gefunden. Sie hatte nur wissen wollen, was eine *Heimat* ist und wie die heißt, in die die Goldsteins umziehen sollten. Mutter antwortete ihr: »Ich bin mir nicht sicher, ob das, was ich mir früher vorgestellt habe, wirklich dasselbe ist wie das, was man heute darunter versteht. Oder möglicherweise sogar nur hier.«

Wie mein Vater zu all dem stand, kann ich nicht sagen. Aus eigener Erinnerung wüsste ich nur einige wenige Situationen zu nennen, in denen ich meine Eltern über so etwas sprechen hörte. Und dann auch nur, weil Mutter fragte und sich von ihm bestätigen lassen wollte, dass sie »richtig« dachte. Zum Beispiel: »Meinst du nicht auch, dass die Bomben die großen Unternehmen unten am Neckar nur deshalb nicht treffen, weil da Kapital

von ihren Auftraggebern drinsteckt?« Woraufhin er sagte: »Ich denke eher, die sind nur besser getarnt.« *Getarnt* war wieder so eine Vokabel.

Einige Tage danach stehe ich völlig verstört auf den Canstatter Wasen und suche, den Tränen nahe, den verschwundenen Neckar. Papa nimmt mich an der Hand, zeigt auf die Schilfmatten, unter denen sich der Fluss versteckt hat, und sagt begeistert: »Schau mal! Ist das nicht klug? Wenn der Neckar glitzern würde, könnten die feindlichen Flieger das Volksfest finden und würden ihre Bomben direkt auf uns und die anderen fröhlichen Menschen werfen. Da er aber getarnt ist, sind wir geschützt.«

Ein richtiger Nazi kann er nicht gewesen sein, nimmt die Erzählerin an. Sonst hätten sie sich sicher schon eher getrennt. Er hätte vermutlich auch nicht geduldet, dass ein Judenmädchen mit seinem Bärbelchen spielen kommt. Er wird sich arrangiert haben mit den Gegebenheiten. Denn nach dem Konkurs seines Büroartikelgeschäfts musste er dankbar sein, sofort wieder eine Anstellung gefunden zu haben. Er hat zweifellos alles daran gesetzt, sich die Anerkennung, die er von Anfang an genossen hat, auch dauerhaft zu sichern. Eine erneute Gefährdung seiner Existenzgrundlage konnte er sich nun mit Frau und Kind weiß Gott nicht leisten. Dass er deshalb wohlweislich bedachte, zu wem er was wie sagte und was er verschwie, konnte keinesfalls schaden. Vorsichtig ist damals jeder gewesen. Außer den Hundertprozentigen natürlich. Denn was im tiefsten Inneren eines Menschen vor sich geht, ist ohnehin nicht leicht zu ergründen, mitunter selbst durch den Partner nicht. »Sicher ist lediglich eines«, hatte Bärbels Mutter viel später einmal zu ihr gesagt. »Er ist der beste Schauspieler gewesen, dem ich je begegnet bin. Ja, ja, diese Zeiten!«

Manchmal bat er mich, wenn ich ihn abholen kam im Geschäft, rasch noch Zeitung lesen zu dürfen. Er beeile sich, versprach er mir, ohne zu wissen, dass ich mir das ganze Gegenteil wünschte. Denn in der Zwischenzeit durfte ich mit Herrn Häberle Paternoster fahren. Zu Hause hatten wir keine Zeitung. Dafür aber im Herrenzimmer ein Radio, das Mutter,

wenn er im Geschäft war, zu jeder vollen Stunde so laut aufregelte, dass man es auch in der Küche hören konnte. Wenn er daheim war und werkelte, lief es leiser, weil es ihn beim Schneiden und Messen und Denken störte. Nur wenn es an der Tür klingelte und er gerade Nachrichten hörte und nicht wusste, wer es war, wurde es ausgeschaltet. In Sekundenschnelle war er dann ein richtiger Herr. Er öffnete erst, wenn er sein Sakko angezogen und die Krawatte umgebunden und wenn Mutter die Küchentür von innen eingeklinkt hatte. Und wehe mir, wenn ich im Vorbeigehen nicht einen ordentlichen Knicks gemacht hätte!

Wen ich lieber hatte, Papa oder Mutti? Wahrscheinlich Papa. Er nahm mich gern mit in die Stadt, wenn er etwas abzuholen hatte. Ich weiß nicht, was das für Leute waren, die wir besuchten. Ich habe nie gehört, worüber sie sprachen. Jedenfalls waren sie immer sehr nett zu mir. Ich musste in einem kleinen Raum warten, bekam eine Tasse Kakao und gleich mehrere Stückchen Schokolade. »Zur Belohnung für deine Geduld«, sagte die schicke Dame, wenn sie sie mir hinlegte. Häufig gingen wir anschließend noch ins Café mit ihr. Einfach die Schulstraße hinunter, gleich links um die Ecke, direkt am Marktplatz. Dort durfte ich mir dann an der Theke allein ein Stück Kuchen aussuchen. Mit Mutti war ich nie in einem Café, auch nicht mit beiden. Nur die Ausflüge an den Wochenenden machten wir als Familie: nach Vaihingen, seltener nach Fellbach und am häufigsten nach Botnang. Entweder zu Oma oder zu Tante Gretl und Onkel Eugen. Wenn wir auf dem Heimweg mit der Straßenbahn in die Stadt hinunterfahren, durfte ich hinten am Fenster beim Bremser stehen. Ich hatte Angst, die Bahn könnte ungebremst den steilen Berg hinunterrollen und wollte deshalb lieber aufpassen, ob er auch wirklich aufmerksam war und im rechten Moment die Kurbel drehte. Er freute sich, dass sich ein Mädchen für seine Arbeit interessierte.

Im Winter gingen wir in den Kräherwald Schlitten fahren. Oft kann es nicht gewesen sein, es gab bestimmt nicht so häufig Schnee. In meiner Erinnerung bin ich aber in jedem Winter jede

Woche mit Papa auf der gleichen Rodelbahn gewesen und viele Male mit ihm hinuntergefahren und wieder heraufgestapft. Mutti stand am Rand und freute sich, dass wir Spaß dabei hatten. Denn wäre sie allein mit mir gewesen, wäre das nicht gegangen – wegen ihres gelähmten Fußes. Besonders im Schnee musste sie vorsichtig sein. – Oftmals musste Papa anschließend noch in die Stadt hinunter. »Tut mir leid, mein Täubchen. Sei nicht allzu traurig!«, sagte er meistens nur. »Geschäftstermine gehen eben vor. Außerdem möchtest du doch, dass wir, wenn du größer bist, auch mal bis in die Alb fahren können. Dafür muss man aber erst Geld verdienen und es fleißig sparen.« Also blieben Mutti und ich allein zurück, gingen weiter allein spazieren und saßen allein am Abendbrottisch. Warum wir eines Sonntags dann sogar allein nach Riedenberg fahren mussten, hatte ich nicht verstehen können. (Erst viel später werde ich Mutter zu Großmutter sagen hören, Emma habe seine Anwesenheit einfach nicht mehr geduldet – nach alledem ...) Unsere früheren Besuche bei ihr, mit ihm gemeinsam, gehörten jedoch zu meinen schönsten Stuttgarter Kindheitserinnerungen.

Wenn man dort oben ankam, sah man zunächst nichts anderes als weit und breit grüne Wiesen und Felder. Trotzdem überall Vogelgezwitscher. Ein kleines Stück weiter dann einige wenige uralte Bäume, die von dichtem Buschwerk umwachsen waren, in dem sich ein hölzerner Zaun versteckte. Daran eine riesige goldene Klingel. Wie im Märchen. Wenn man läutete, meldete ein weißer Spitz den Ankömmling, und bald darauf betrat man das Zauberschloss. (Als ein bescheidenes gelbes Reihenhaus würde es Bärbel heute beschreiben.) Auf der Sonnenseite eine mit Natursteinplatten belegte Terrasse mit einem riesigen runden Tisch. Darauf schon Teller, Tassen, Torten und Kaffee und Kakao. Dazwischen grüne Ranken und bunte Blütchen. Auch im Garten überall Blumen. Blumen über Blumen, an denen ich riechen und die ich anfassen durfte. Mir war, als wäre hier oben immer nur Sommer. Unten im Tal schlängelte sich der Neckar durch die Wiesen. Tante Emma mochte mich sehr. Sie hatte keine Kinder. Meist war außer ihr und Onkel

Gustav nur jemand aus der anderen Haushälfte da. Sie gehörte der Familie seines Bruders. Zu Geburtstagen traf man bei Kuhns hingegen, außer der Botnanger Oma natürlich, immer gleich die ganze Großfamilie Päusch an. Lauter freundliche Menschen, die schwätzten und schwäbelten und tranken und aßen und lachten und alle lieb zu mir waren. Niemand sprach vom Krieg. Hier war die Welt noch heil.

Als Bärbel Jahrzehnte später nach jenem Haus suchen wird, fällt es ihr schwer, sich in Riedenberg zurechtzufinden. Aus der einst so ruhigen Gegend mit freiem Blick ins Tal ist ein belebtes Vorstadtviertel geworden. Gleich gegenüber ein großes Altenheim. Die Siedlungshäuser stehen zwar noch, nehmen sich jedoch inmitten der vielen Neubauten winzig aus. Dem Klingelschild nach zu urteilen, wohnen in dem Teil, der früher Onkel und Tante gehörte, jetzt Vietnamesen, im anderen scheint immer noch jemand mit dem Namen Kuhn zu leben. Sie hatte ein altes Foto mit, auf dem sich ein jüngerer Herr, der auf einmal hinter der übermannshohen Hecke aufgetaucht war und die Fremden fragte, ob er ihnen behilflich sein könne, sofort wiedererkannt hatte: wie er als ganz kleiner Bub vor der Terrassentreppe drüben steht, während die Großen vor Weingläsern sitzen. Sie machen sich miteinander bekannt und plaudern ein Weilchen am Gartenzaun. »Die Firma von Großvater hab ich bis heute gut durch alle Stürme gebracht«, antwortet ihr Herr Kuhn nicht ohne Stolz. »Die Auftragslage ist ausgezeichnet. Doch sagen Sie bitte, Frau ... – ich hatte ihren Namen nicht verstanden ...« – »Haake.« – »Hätten Sie beide nicht Lust und Zeit, morgen Nachmittag zum Kaffee zu uns zu kommen? Dann wäre auch meine Frau da. Wir könnten in aller Ruhe ... Ach so. Sie fahren schon heute zurück? Wie schade! Jetzt hab ich es nämlich eilig. Aber aufgeschoben ist ja nicht aufgehoben. Hier meine Karte. Rufen Sie mich einfach an, wenn Sie das nächste Mal hier sein werden! Alles Gute! Ich hoffe bis bald.«

Es ist noch zeitig am Tag. »Also gleich noch nach Stuttgart-West!«, sagt Bärbel zu Harald. »Zuerst in die Rosenbergstraße.

Mal sehen, was sich an unserem Haus verändert hat.« Es ist total renoviert. Neue Fenster. Neuer Putz. In etwas hellerem Gelb. Noch immer rote Pelargonien an den Loggien. Die Fensterläden sind auch geblieben. »Das Dach ist neu eingedeckt«, ruft er von der anderen Straßenseite herüber. Sie kommt gerade aus dem Hof. »Hinten ist alles wie früher«, sagt sie. »Die Türen sind leider verschlossen.« In Gedanken schaut sie in »ihre« Fenster hinein und wandert durch die Wohnung: zuerst ins Schlafzimmer, dann in die Küche und schließlich ins Bad. Dort saß sie jeden Samstag in der Badewanne und sah ihrem Laubfrosch zu, am Sonntagvormittag dann Papa im Herrenzimmer, wenn er Bilder für fremde Leute rahmte. Anschließend durfte sie die Nägel und Stifte und Schrauben wieder in die vielen Kästchen einsortieren. Den Glasschneider, das Hämmchen, die großen und kleinen Zangen und all die anderen Werkzeuge, die er wie seinen Augapfel hütete, legte er lieber selbst an ihren Platz in der Schreibtischschublade zurück. Sie mussten stets exakt am selben Fleck und im gleichen Abstand zueinander liegen.

»Wann wart ihr eigentlich hierher gezogen?«, will Harald wissen. »Das weiß ich leider nicht. Ich muss noch sehr klein gewesen sein. Denn an unsere alte Wohnung, die in der Lerchenstraße, habe ich keine Erinnerungen, wohl aber an das Haus, an den Weg dorthin und an den Metzger, der im Hinterhof seine Schlachtereibetrieb und im Vorderhaus, unmittelbar unter uns, einen kleinen Laden hatte. Sie waren bestimmt nur deshalb nicht ausgelöscht, weil Mutter mit mir auch später noch dorthin zum Einkaufen ging und weil uns die Leute, wenn wir sie trafen, wie gute alte Bekannte begrüßten. Die früheren Bewohner der Nummer neun schienen so etwas wie eine große Familie gewesen zu sein.« Und schon begannen die Kindheits-erinnerungen mit Bärbel durchzugehen ...

»Welche Wurst darf's heute sein, Fräuleinchen?«, höre ich die Metzgersfrau fragen. Und jedes Mal zeigte ich nur auf den weißen Presskopf. »Du weischt halt, was guat schmeckt, gell?«, sagte sie dann und reichte mir mit einem freundlichen Lächeln

einen dicken Zipfel davon über die Ladentheke. »'s Mädle isch aber gwachse!« Ich bedankte mich brav und biss mit größtem Vergnügen hinein – trotz der strengen Seitenblicke von Mutter. (Ja, ja, ich weiß, dass man zunächst einmal höflich abzulehnen hat und es sich wirklich nicht schickt, mit den Händen zu essen. Noch dazu im Stehen.) Zu Hause wollte ich nie Wurst essen. Mutter machte sich große Sorgen, weil ich nie Appetit hatte und stets nur herummäkelte, obwohl es mir leid tat, dass sie das grämte. Also wird sie sich wohl gesagt haben: Schön, dass das Kind überhaupt einmal freiwillig etwas isst und sich obendrein noch freut! Dabei hatte ich schon auf dem Herweg sehr viel Freude gehabt. Denn der große grüne Laubfrosch, der auf dem Dach des Bosch-Gebäudes saß, auf das wir, wenn wir von oben her kamen, geradewegs zugehen mussten, leuchtete wieder und schien direkt auf mich zuzuhüpfen. Und jedes Mal, wenn er von Neuem aufflackerte, kauerte ich mich hin und versuchte, in der Hocke über eine der Fußwegplatten zu hopsen. Dabei quakte ich vernehmlich: »Ich bin der Froschkönig. Hast du gehört, dass er den Ball aus dem Neckar holen will?« – »Aber Bärbel!«, sagte dann Mutter. »Ein Mädchen kann doch nur die Prinzessin sein, aber kein Frosch. Außerdem weißt du auch, dass er weiter da oben hocken muss, damit die Leute Tag und Nacht lesen können, welche Schuhcreme sie kaufen sollen.« – »*Erdal. Altbewährt!*«, plapperte ich altklug daher. Meine weißen hohen Schuhe wurden ausschließlich mit diesem edlen Produkt gepflegt. Wenn sie für den nächsten Tag fein gemacht wurden und ich die Dose mit dem kleinen Hebelchen allein aufbekommen hatte, war ich besonders stolz. Den Deckel mit dem Bild gab ich aber nur ungern wieder her. Ich glaube, der Erdal-Frosch hatte auch den Anstoß dazu gegeben, dass ich mir einen lebenden wünschte. Zu Weihnachten bekam ich ihn. Doch sein Drang nach Freiheit kostete ihn bald das Leben. Es endete nach einem allzu kühnen Sprung in unserem Gasdurchlauferhitzer. In der alten Wohnung hätte das nicht passieren können, dort gab es kein Gas und auch kein Bad. Wir hatten uns sogar das Klo mit unseren Nachbarn teilen müssen.

Auf dem Heimweg vom Metzger gingen wir manchmal an der Klinik vorbei, in der ich auf die Welt gekommen war. Schon wenn ich das Haus aus der Ferne sah, fieberte ich danach, die Geschichte von dem schmiedeeisernen Zaun und der schlimmen Krankheit zu hören, an der ich fast gestorben wäre und derenthalb ich noch als Schulkind nie Geld für Eis bekommen habe. »Aber die hab ich dir doch schon x-mal erzählt«, reagierte Mutter meist ungeduldig und ließ sich dann doch erweichen. »Heute aber wirklich nicht alles. Einverstanden?« Ich sagte nichts. Über das unstillbare Erbrechen und den schwarzen Durchfall, mit dem ich hier eingeliefert worden sei, sprach sie nicht gern. Sie litt wahrscheinlich immer noch unter den Erinnerungen an die Tage, in denen die Ärzte um mein Leben gerungen hätten. Als wir uns dann zur Abschlussuntersuchung vorstellen sollten – die Ursache der Erkrankung sei niemals herausgefunden worden –, hätte ich vor lauter Übermut meinen Kopf durch das Gitter gesteckt und ihn, o Schreck!, am letzten Zaunfeld nicht wieder zurückbekommen. Glücklicherweise sei der Klinikpförtner, nachdem er ihre verzweifelten Schreie und mein Gebrüll vernommen hatte, in Windeseile herbeigerannt gekommen und habe in rührender Weise geholfen. »Dieser guten Seele werde ich zeitlebens dankbar sein«, sagte sie jedes Mal wieder. »Er hat dir ...« – »Lass mich das sagen! Er hat mir zum zweiten Mal *das Leben geschenkt*. Stimmt's, Mutti? Ich bin also zweimal geboren worden.« (Ob mein besonderes Gefühl beim Anblick solcher Zäune tatsächlich mit einer dunklen Erinnerung oder nur mit dieser ewig wiederholten Geschichte zu tun hat, vermag ich nicht zu entscheiden. Ich denke aber, Letzteres stimmt.)

Die Metzgersleute glaubten gewiss, wir wohnten in der Rosenbergstraße nun in einem Luxusappartement, so sehr hatte Mutti geschwärmt, als sie sie fragten, ob sie es denn wirklich nicht bereue, aus der vertrauten Umgebung weggezogen zu sein. Das neue Haus war ein viergeschossiger Doppelblock. Der Eingang lag an der Seite. Unsere Wohnung befand sich im Dachgeschoss, hatte schräge Wände und natürlich keine Loggia.

Die Küche war winzig, das Bad nicht minder. Im Korridor war gerade Platz für einen Kleiderrechen. Der einzige beheizbare Raum war das Esszimmer, in dem es, wenn der eiserne Kannonofen gerade kräftig gefüttert worden war, auch im Winter wohligh warm werden konnte. Das Schlafzimmer nebenan war nicht ganz so geräumig. Mein Gitterbett stand gegenüber dem Fußende der Betten meiner Eltern an der Wand. *Skandinavische Birke*. Obgleich das Wort für ein Kind bestimmt schwer auszusprechen war, hätte ich es jedes Mal laut vor mich hingesagt, wenn ich mit einem Spielzeug in der Hand allzu nahe an den Betten vorbeiging. Ich befürchtete nämlich, dem teuren Holz einen Kratzer zuzufügen und meine Eltern traurig zu stimmen.

Eigentlich durfte ich aber gar nicht allein ins Schlafzimmer gehen. Doch wenn ich mir sicher sein konnte, dass Mutter nicht so bald hereinkommen würde, saß ich leidenschaftlich gern auf den Puff, der vor dem Frisiertisch stand, und spielte *feine Dame*. Am meisten hatten es mir die glänzenden roten Trotteln an dem gläsernen Parfümzerstäuber angetan. Als ich mich seiner zum ersten Mal bediente und die Technik noch nicht beherrschte, hatte ich zu fest auf den Ballon gedrückt, sodass ich noch viele Tage schon von Weitem duftete. Ein andermal war ich gerade dabei, aus dem kleinen goldfarbenen Metalldöschen eine Fingerspitze Lippenrouge zu stibitzen, als die Tür aufging und sie hereinsah. »Wenn du das öfter probierst«, sagte sie traurig, ohne mich auszuschimpfen, »kann ich aber nie mehr so schön aussehen. Denn Geld, um mir neues zu kaufen, hab ich nicht.« Ich schämte mich.

Vom Esszimmerfenster aus konnte man in die Stadt hinuntersehen und bis zu den Bergen auf der anderen Seite des Tals hinüberschauen. Eines Abends schien die Rotebühl-Kaserne ganz nah an uns herangerückt. So hell angestrahlt hatte ich sie nie zuvor gesehen. Papa nahm mich auf den Arm. »Schau mal! Ein Feuerwerk«, sagte er. »Ist das nicht wunderschön?« Vom Himmel schwebten lauter kleine Fallschirme herunter und erleuchteten weithin die Umgebung. Er machte das Fenster auf. Ein leises Brummen ... Es kam näher und näher und wurde

lauter. Ich verbarg mein Gesicht hinter meinen Händen und fing an zu weinen. »Du musst keine Angst haben, Liebling!«, versuchte er mich zu beruhigen. »Es gab doch noch nicht mal Voralarm.« Im selben Moment heulten auch schon die Sirenen auf. Und ehe ich mir's versah, hatte mich Mutter seinen Armen entrissen, mir einen Pullover über den Schlafanzug gestülpt, die Tür aufgemacht und rannte mit mir, im Vorbeigehen die im Entree bereitstehende Tasche mit Essen und Wasser schnappend, so schnell sie konnte die Treppe hinunter. Die anderen Hausbewohner saßen schon dicht gedrängt in den Kellergängen und schwiegen sich an. Die Lattenverschläge, in denen jede Mietpartei ihr Handgepäck eingeschlossen hatte, standen offen. Mutter schloss auch den unseren auf. *Für alle Fälle*, hieß es. Ob die Erwachsenen wirklich keine Angst vor den Bomben haben?, fragte ich mich. Ich bangte um Papa, der das *Spektakel*, wie er sagte, von oben aus genießen wollte. Er kam so gut wie nie mit in den Luftschutzraum. Sollte es unser Haus irgendwann doch einmal erwischen, wäre ohnehin nichts mehr zu machen. *Nichts zu machen ...* Was denkt sich ein Kind für schaurige Bilder aus, wenn es so etwas hört!

Die Sirene gab bald schon wieder Entwarnung. »Wa-hahr-scheinlich war zu-hu viel Wind«, stotterte Herr Dachser, »und die Flieger si-hind« – er nahm einen Schluck aus einer kleinen Flasche – »mit ihren Scheißbomben wie-hi-der nur vorbeigeflogen.« – »Eh!«, sagte ich und sah ihn mitleidvoll an. Alle rannten zum Ausgang, so als würden sie gerade aus jahrelanger Kerkerhaft befreit. Ich wollte nur zu Papa und hatte Mutts Hand losgelassen. »Halt! Hilfe! Wo ist meine Sara?« Alle, die vor mir waren, stoppten und drehten sich um – so laut muss ich aufgeschrien haben. Zu spät. Das kleine Zelluloidpüppchen, das ich am Morgen nach jenem Tag, an dem Sara verschwunden war, in Anwesenheit von Mutter feierlich auf diesen Namen getauft hatte, lag mit verbeulter Stirn auf dem Boden. Es musste mir, als Herr Dachser vorbeigetorkelt war, aus der Hand gerutscht sein. Ich hob es behutsam auf, streichelte es wie ein verletztes Baby und begann zu schluchzen. »Hab dich nicht

so!«, herrschte mich Frau Weidmann an. »Kriegst 'ne neue Puppe!« – »Will aber keine neue!«, schrie ich widerborstig zurück und rief nach Mutter. »Schnell in die Puppenklinik! Bitte, Mutti.« Sie nahm mich in den Arm und bemühte sich, mir klar zu machen, dass auch Frau Pupp doktor der Kleinen nicht helfen kann. Seither ließ ich, wohin wir auch gingen, mein Sara-Püppchen nie wieder aus den Augen. Ich hätte es vermutlich nicht einmal gegen eine der teuren Käthe-Kruse-Puppen eingetauscht, die ich im Schaufenster auf der Königsstraße so sehnsuchtsvoll bewundert hatte. Denn die kleine Puppe war, außer einem schon leicht verblichenen Sechs-mal-sechs-Foto mit Datum auf der Rückseite, das einzige Andenken, das mir an Sara geblieben war.

Siebzig Jahre später wird Bärbel im Innern einer ebenso schlichten wie bewegenden Stätte des Gedenkens stehen, die auf einem stillgelegten Frachtgelände des Nordbahnhofs erst wenige Jahre zuvor eingeweiht worden war. *Zeichen der Erinnerung* steht an einer der überlangen und übermannshohen Mauern, die diesen Ort einfrieden. Hier begann für mehrere Tausend jüdische Stuttgarter Bürger die Reise in die besetzten Gebiete, wo ihnen Arbeit und eine *neue Heimat* verheißen wurden. Schon die in Stein gemeißelten Destinationen der Züge ließen sie erschauern: Außer Riga und Izbica – dort endeten die ersten Transporte – waren ausschließlich Auschwitz und Theresienstadt angegeben. Auf den Tafeln nach der von ihr Vermissten zu suchen, war müßig. Denn Goldsteins gab es viele. Ebenso Saras, zumal seit 1938 alle jüdischen Frauen und Mädchen, deren Taufname nicht eindeutig jüdischen Ursprungs war, diesen Namen zu tragen hatten. Erst als sie den Wortlaut eines offiziellen Zeitdokuments aus dem Stuttgarter Rathaus vor Augen hatte, schien ihr das Schicksal ihrer ersten Kinderfreundin zur Gewissheit zu werden. Denn im städtischen Verwaltungsbericht über das besagte Kalenderjahr, den der Oberbürgermeister höchstpersönlich in einer öffentlichen Ratssitzung am 8. des darauffolgenden Januars erstattet hatte, heißt es wörtlich: *Durch die auf Grund dieses Gesetzes und*

späterer Anordnungen durchgeführten Maßnahmen konnten bisher rd. 600 Wohnungen dem Wohnungsmarkt zur Unterbringung arischer Familien zugeführt werden. Die im Gang befindliche Freimachung jüdischer Altersheime [...] wird eine weitere Entlastung des Wohnungsmarktes bringen. Die Zahl der Juden ist neuerdings durch [...] die Evakuierung eines Teils der Juden nach dem Osten [...] etwa auf ein Fünftel zurückgegangen. Dem Zeitpunkt ihres Verschwindens nach ist also anzunehmen, dass diese Goldsteins zu den ersten eintausenddreizehn Deportierten gehört hatten, die zunächst in der Ehrenhalle des Reichsernährungsstandes zusammengepfercht und am 1. Dezember 1941, das heißt genau acht Tage, nachdem man sie abgeholt hatte, *per Bahn verschubt* worden waren. Als Ziel des Zuges ist eindeutig Riga ausgewiesen. In Riga befand sich damals das Vernichtungslager Jungfernhof, in das auch hundertsechunddreißig Kinder im Alter bis zu zehn Jahren deportiert worden waren. Nur einige wenige von ihnen hätten überlebt. Vielleicht gehörte auch Sara zu diesen wenigen Glücklichen, denkt Bärbel, und lebt irgendwo in Amerika, wo sie ihr sogar zufällig hätte begegnen können, ohne zu wissen, dass sie es war.

Helgard lebte immer noch in Stuttgart. Ihr Vater war aus dem Krieg nicht zurückgekehrt. Vermisst vor Stalingrad. Frau Weidmann hatte gleich nach dem Krieg Herrn Deutschmann geheiratet. Bei der Entnazifizierung sei er gerade so durchgeschlüpft. Es gehe ihr blendend, hatte mir Mutter sofort nach ihrer ersten Rentnerreise in den Westen erzählt. »Ihr Haus ähnelt im Stil der Villa meiner alten Herrschaft«, schwärmte sie. »Dazu eine traumhafte Lage, kann ich dir sagen! Ich gönne's Frau Weidmann. Ob sie aber glücklich ist? Ich weiß nicht so recht. Helgard hat übrigens bis fast zur Geburt ihres Kindes noch als Mannequin gearbeitet. Jetzt ist sie Hausfrau. Ich soll dich schön grüßen.« Nur das Gespräch mit *ihm* sei fies gewesen. »Inwiefern?« – »Er fiel gleich mit der Tür ins Haus: ›Waas, in der Ostzone? Hätten Sie denn nicht rüberkommen können? Es gab und gibt doch genügend Möglichkeiten.« Na, darauf war ich nicht gefasst. Ich muss ihn einen Augenblick

angestarrt haben, als verstehe ich nicht mal Deutsch. Dann hab ich's ihm aber gegeben: ›Wo denken Sie hin? So etwas wäre mir nie in den Sinn gekommen. Aber als Bürger Westdeutschlands‹, hab ich zu ihm gesagt, werden Sie sicher nie verstehen, was es einer Frau bedeutet, *sich unabhängig* zu fühlen, redlich ihr eigenes Geld zu verdienen und allein über sich und ihren Körper entscheiden zu dürfen, kurzum also: ihren Mann zu stehen und frei zu sein. Ob Sie mir's glauben oder nicht, Herr Deutschmann. Ich bin nicht nur zufrieden mit meinem bescheidenen Leben im Osten, sondern viel, viel glücklicher, als ich es jemals zuvor gewesen bin.« Ihr Redeschall wollte kein Ende nehmen. »So gerne ich auch in Stuttgart lebte, wirklich *angekommen* war ich hier nie. Ich bin mir auch relativ sicher, dass Westdeutschland heute erst recht nicht zu meiner zweiten Heimat werden könnte. In Frankenhausen habe ich mich dagegen von Anfang an selbst gefühlt. Ich habe eine Arbeit, die mich erfüllt, und finde Anerkennung.« Plötzlich war er aufgesprungen. Er hätte einen Termin. Frau Weidmann wollte hingegen unbedingt meine ganze Geschichte hören ... ›Ich kann Sie sogar verstehen, Frau Reiter – *nach alledem*.«

Mitunter reichte das Haushaltsgeld, das Mutter bekam, nicht einmal bis zur Monatsmitte. Ich möge bitte verstehen, bat sie mich dann beinahe flehentlich, dass wir nicht mehr so oft zum Metzger gehen könnten. Papa verdiene zurzeit nicht so viel Geld. Außerdem müsste er erst einmal Wichtigeres bezahlen. *Wichtigeres?* Ins Café nahm er mich aber trotzdem mit. Als wir wieder einmal von dort zurückgekommen waren, fragte ihn Mutter aufgeregt: »Und? Hat sie dir noch mal aushelfen können?« Anstatt zu antworten, legte er einen Umschlag auf den Küchentisch. Sie umarmte uns beide gleichzeitig. »Danke.« – »Lass das Gehabe!« Er löste sich aus der Umklammerung und sagte barsch: »Das sei nun aber, hat sie mir zu verstehen gegeben, *das letzte Mal* gewesen. Sie sei keine zu melkende Kuh. Also bemühe dich gefälligst, nicht immer das Teuerste und Beste haben zu wollen!« – »Diese Unterstellung verbitte ich mir!«, wehrte sie sich. »Ich spare doch wahrlich, wo ich nur

kann. Doch du ... Aber sag mal, Bärbel, hat da nicht eben deine Sara nach dir gerufen?« Ich glaubte, verstanden zu haben, und ging brav ins Zimmer spielen.

Wenig später hatten wir nicht einmal Brot im Haus. Sie stritten schon wieder. Dabei fiel immer häufiger das Wort *Wechsel*. Der nächste sei fällig. Die nächste Schöne half aus. Und so ging es in einem fort. Eine fatale Kette. Ein Ende war nicht abzusehen. Eines Tages war die silberne Kamm-Bürste-Garnitur vom Frisiertisch verschwunden. Ein andermal fehlten die vergoldeten Sammeltassen. Letzten Endes war alles, was sich zu Geld machen ließ, ins Pfandhaus gewandert, wie ich erst später von Mutter erfuhr. »Futsch. Einfach weg«, hatte sie in resignativem Ton hinzugefügt. Nur den Ring, den sie von ihrer Herrschaft zum Abschied bekommen hatte, habe sie heimlich wieder ausgelöst.

Die Botnanger Oma sah dem Treiben ihres Lieblings ver-söhnlich zu. Sie habe ja nur noch den einen. Der andere hatte gleich nach der Pleite der beiden das Weite gesucht und seinen Bruder mit dem ganzen Berg Schulden sitzen lassen. Ob er tatsächlich in die Fremdenlegion abgetaucht war, blieb lange ein Rätsel. Der schlesischen Großmutter platzte hingegen sehr bald der Kragen. Sie hatte immer und immer wieder ausgeholfen, obgleich sie nur ihre kleine Witwenrente hatte. Vierundfünfzig Mark achtzig aus der Angestelltenversicherung und *dreiund-achtzig fünfundsechzig vom militärischen Versorgungsamt Liegnitz*, so findet es sich, handschriftlich hinzugefügt, im Familienstammbuch, das durch alle Stürme hindurch gerettet worden war. Sie drängte Mutter schließlich, lieber heute als morgen die Scheidung einzureichen.

Doch Mutter zögerte. »Unsere Eheschließung war wirklich eine Liebesheirat«, gestand sie mir irgendwann einmal, als ich schon studierte. »Du musst es ja nicht verstehen, Bärbel.« Sie sah mich an und wartete, wie ich wohl reagieren würde. »Oder bist du in Eile?« – »Nein. Sprich dich nur aus!« Ihr schien ein Stein vom Herzen zu fallen. »Eigentlich«, fuhr sie fort, »war ich noch immer unsterblich in ihn verliebt. Bis kurz vor dem

bitteren Ende. Als wir uns kennenlernten, war er ein so kluger, so gepflegter, verständnisvoller Mann. Und ich war mutterseelenallein in Stuttgart. Bildschön war er außerdem. Das Gleiche hat er von mir behauptet. Mein kohlschwarzes Haar sei es vor allem gewesen, das ihn verzaubert hätte. Mich faszinierte dagegen der ganze Mann, so wie er war, dieser allzu perfekte Gentleman«, sagte sie und lachte mephistophelisch, um im selben Moment tieferntst hinzuzufügen: »Aber dich hat er wirklich geliebt. Aus ganzem Herzen. Ich war also ständig hin- und hergerissen zwischen ... Wie soll ich es sagen?« Einerseits habe sie Angst gehabt, dass sich sein latenter Jähzorn, den sie stillschweigend hingenommen habe, auch einmal derart hätte entladen können, dass es aus gewesen wäre mit ihrem Traum. Andererseits habe sie fest darauf vertraut, dass er sich kontrollieren lernt, sobald sie keine Schulden mehr haben würden. »Doch was ist angesichts so vieler Unbekannter überhaupt vorhersehbar? Es ist schon hart gewesen«, meinte sie und schloss, sichtlich erleichtert, mit den Worten: »Welch ein Glück, wenigstens dich gehabt zu haben!«

Und was für ein Glück, von ihr erfahren zu haben, welcher Art ihre Liebe zu ihm gewesen ist. Bisher hatte ich nur mein eigenes Bild davon im Kopf. Zusammengesetzt aus frühkindlichen Erlebnissen. Bruchstückhaft. Mühevolle Patchworkarbeit. Fast ausschließlich aus rosaroten und tiefschwarzen Flickern bestehend – je nachdem, welche der Großmütter gerade daran gewerkelt hatte. Die Lücken werden bleiben, wusste ich. *Authentisch* könnte es trotzdem werden, stellte ich mir vor, *wahr* aber sicher nie.

Der Zug war angefahren und überquerte gerade die Seehäuser Straße, als sich vom Waldrand her, gespenstisch langsam zwar, aber immer deutlicher wahrnehmbar, seltsame Schemen auf mich zubewegten. Ich rieb mir die Augen, konnte sie aber nicht vertreiben. Ich saß allein im Abteil. Die Tür hatte ich offen gelassen. Als ich mich dann entspannt zurückgelehnt und meine Augen geschlossen hatte, nahm ich erschrocken wahr, dass sie über mir an der Decke zu tanzen und sich allmählich in greifbar

nahe Bilder und Szenen zu verwandeln begannen. Einige davon erkannte ich wieder. In der einen Szene saß Mutter mir gegenüber und erzählte unter Tränen ihre Geschichte vom großen Glück. Andere waren verwoben mit Ereignissen, bei denen ich selbst dabei gewesen sein musste, an die ich mich aber kaum noch erinnerte. Doch je mehr ich mich konzentrierte, desto heller und klarer wurden sie, nahmen Form und Farbe an, bewegten sich und begannen – Welch ein Wunder! –, sich zu kleinen Ganzheiten zusammenzufügen. Irgendwie hatten sie alle mit meinen letzten Stuttgarter Kinderjahren zu tun. Hatte ich sie vielleicht verdrängt? Ach, wäre ich mit dem Talent von Christa W. gesegnet! Dann würde ich sie festzuhalten versuchen, um später daraus vielleicht einmal ... Doch, nein. Was soll's? Ich öffne die Augen. Sie sind immer noch da. Ich lasse den Film einfach weiterlaufen:

Weihnachtsabend. Es klingelte. Ich ging zur Tür und fragte: »Wer ist da?« ... Erst dann durfte ich öffnen. Er gab mir die Hand. Ängstlich führte ich ihn ins große Zimmer und zeigte ihm unseren Weihnachtsbaum. »Bist du auch artig gewesen, mein Kind?« Ich zögerte und sah mich nach Mutter um. »Sag ja!« – »Nicht immer«, stammelte ich verschüchtert und sagte mutig mein Verschen auf. Er lobte mich. »Warte! Für gute Kinder hat der Weihnachtsmann, auch in schlechten Zeiten, ein kleines Geschenk.« Als er sich über den großen Sack beugte, muss ich an seine Maske gestoßen sein, vielleicht hatte ich auch ein wenig nachgeholfen. »Das ist ja Papa!«, rief ich selbstbewusst aus und fiel ihm um den Hals. Von seiner Stirn rann Schweiß. Er gab mir die Maske in die Hand. Ich legte das Päckchen zur Seite und befühlte sie ehrfurchtsvoll. Von da an war's aus mit dem Glauben an den Weihnachtsmann. Dann nahm er mich auf den Arm und herzte und küsste mich, so lange, als wüsste er schon, dass es das letzte Mal sein könnte. »Ich will jetzt aber runter!« Ich nahm das Päckchen, lief zu Mutter, umarmte sie auch und wickelte es endlich aus. »Schokolade!«, rief ich jauchzend aus, brach das Täfelchen an und ließ sie beide davon nehmen. Draußen war Krieg.

Es währte indes nicht lange, bis es auch drinnen in unserer Wohnung krachte. Aber nicht etwa, weil eine Leuchtrakete durchs offene Fenster hereingekommen wäre. Es war viel lauter. Anfangs hielt ich mir nur die Ohren zu und verkroch mich mit meiner Sara-Puppe unter Muttis Federbett. Ich hörte meine Eltern trotzdem weiter streiten. Hörte Wörter, die ich nicht kannte, dann Türen schlagen. Ein andermal fing es schon morgens an. Am nächsten Abend dann, als ich vor meiner Tasse mit Brühe saß und anfangen sollte, ehe sie ganz kalt wäre, sagte Mutter zu mir: »Wer weiß, ob Papa heute überhaupt noch kommt.« Eines Sonntags jedoch bekam ich es mit der Angst zu tun. Ich sollte erst noch die Bausteine einsortieren, die ich am Abend liegen lassen hatte. Plötzlich ein Knall. Dann lautes Geschrei. Mutter schien zu weinen. Ich rannte heulend in den Korridor. »Hast du dir weh getan, Mutti?« – »Das geht dich nichts an, hau ab!«, brüllte mich Papa an und stieß mich ins Zimmer zurück.

Bald schon ließen sie ihre Wut auch an mir aus. Mal wenn ich brüllte, weil es mir weh tat, auch wenn mich niemand geschlagen hatte, ich aber weggezuckt war. Mal wenn ich bockte, weil sie mich vor die Tür setzen wollten, ich aber nicht wusste, warum. Oder wenn man mir drohte, mich wegzusperren, weil ich nicht folgte, den Befehl doch aber gar nicht verstanden hatte. Dann, ja dann ... Eines Tages machten sie es wahr: Ich wurde auf der finsternen Bodentreppe eingesperrt und ausgesperrt vom Krieg. »Hier kannst du brüllen, du Gör!« Ich fürchtete mich, allein zu sein dort in der dunklen Ecke. Ich malte mir Schauergeschichten aus. Es knarrte, wenn ich aufstand. Es knarrte, wenn ich mich setzte. Es scharrte, wenn ich den Fuß anhob und scharrte, wenn ich ihn wieder abzustellen wagte. Ich nahm meine Arme über den Kopf, das Kinn auf die Brust, den Kopf auf die Knie. Ich kniff die Lippen zusammen und machte die Augen zu. Das war bestimmt der schwarze Mann! Und schon kam er heruntergeschlichen, stand hinter mir, beugte sich über mich und löste grinsend meine Arme. Dann packte er mich an den Haaren, rüttelte und schüttelte

mich durch und sprach zu mir: »Du kommst jetzt mit mir mit, du böses Kind. Ich bring dich weit fort von hier, in einen finsternen, wilden Wald hinaus.« – »Nein, bitte nicht! Bitte, bitte nicht zur Hexe! Lass mich los!« – »Nur, wenn du artig bist.« – »Ich will aber raus!« – »Mal sehen. Nein, halt! Klüger wird's sein, dich in ein Waisenhaus zu bringen.«

Nach alldem erlebte sich Bärbel so, als reife sie innerhalb weniger Wochen zu einem Schulmädel heran. Sie glaubte, stark zu sein, und war fest überzeugt davon, in den meisten Fällen, in denen sie bestraft worden war, ungerecht behandelt worden zu sein. »Früher war Mutti gerecht zu mir und nie so streng wie jetzt«, vertraute sie sich Helgard an, da sie, seit Sara verschwunden war, niemanden anderen hatte. »Und dein Papa?« – »Der ist anders.« – »Wie anders?« Diese Rückfrage hatte sie nicht erwartet. Es hätte nur einer nüchternen Selbsteinschätzung bedurft, zu der sie aufgrund ihres Lebensalters aber noch gar nicht fähig sein konnte. Einerseits war sie hin und her geworfen zwischen der Liebe, die sie bisher zu Vater *und* zu Mutter empfunden hatte und deshalb keinem von beiden weh tun wollte. Und andererseits?

Die Erzählerin nimmt ihr die Antwort ab: Ihr Vater war für sie immer noch so etwas wie der liebe Gott, ihr Retter und Erlöser, den sie gleichermaßen fürchtete wie liebte. Wie oft hatte er sie von den Qualen des Aufessen-Müssens erlöst! Wie oft hatte er sie vor der Strenge ihrer Schönwälder Großmutter gerettet! Und irgendwann, als sich die seltsamen Ausflüge mit ihm allein in die Stadt häuften, war sie unbemerkt so fest in die Rolle seiner kleinen Komplizin hineingeraten, dass es ihr schwer gefallen wäre, sich allein aus dieser Verstrickung wieder zu lösen. Sie hätte – dessen war sie sich sehr, sehr sicher – niemals eine Petze sein wollen. Und sollten die netten Damen ihm tatsächlich geholfen haben, was wäre denn böse daran gewesen? Sie hätten es doch für uns getan. Für die ganze Familie. Es kam doch allen zugute ...

Den heftigsten Wutausbruch meines Vaters erlebte ich, hilflos daneben stehend und bitterlich weinend, irgendwann in

meinem vorletzten Stuttgarter Winter, vermutlich schon bald nach jenem Weihnachten, an dem ich ein letztes Mal seinen Atem und seine Wärme gespürt hatte. Es muss an einem Sonntag gewesen sein. Gemeinsames Mittagessen. Am Nachmittag wollten wir Schlitten fahren gehen. Die Sonne hatte unser Esszimmer in einen Spiegelsaal verwandelt. Die hochglanzpolierten Türen des Buffets warfen das gleißend helle Licht in den Raum zurück. Sogar der Ofen schien silbern zu strahlen. Der Tisch war weiß eingedeckt. Darauf Teller vom guten Service und makellos blank geputztes Besteck. Die Kompottschälchen glitzerten. In zwei hölzernen Ringen und einem kleineren Silberreif mit Gravur steckten die frisch gewaschenen, gestärkten und mit Lochstickerei verzierten Servietten. Gläser standen mittags nie auf dem Tisch. Nur abends ein Moschtglas an Papas Platz. Man trinkt nicht zwischendurch, behaupteten beide. Die Standuhr begann zu schlagen. Und pünktlich beim zwölften Ton – so war es Sitte, weil er es so aus seiner Kindheit kannte – kam Mutter mit dem Essen herein. Papa und ich entnahmen dem Ring unsere Servietten, entfalteten sie und legten sie uns auf den Schoß. »Und wo sind die Esslöffel«, fragte er laut. »Es gibt keine Vorsuppe«, antwortete sie. »Wir fangen heute gleich mit dem Hauptgericht an.«

Rede und Widerrede. »Es ist aber Sonntag«, begann er zu toben. »Wann lernst du endlich, was sich gehört?! Wirtschaftsgeld bekommst du doch wahrlich genug von mir.« Mutter schwieg. Setzte sich hin. Nahm ihre Serviette und drehte die Fleischplatte so, dass die Vorlegegabel auf Vater zeigte. »Bitte, Otto, bedien dich!« Er nahm sich Fleisch und Knödel, dazu ein bisschen Gemüse und sehr viel Soße. »Es sind halbseidene«, sagte sie. Er kostete ... In der Zwischenzeit hatte Mutter auch mir von jedem etwas aufgegeben. Gemüse allerdings nur ein ganz klein wenig. Ich suchte mit meinem Kinderlöffel eine Erbse und ein paar Möhrenstückchen heraus, kostete und begann zu mäkeln. »I, das schmeckt nicht. Mohrrüben mag ich nicht.« Mutter nahm meinen Löffel, schob die Möhren zur Seite und suchte die schönsten Erbsen heraus, dazu ein winziges

Stückchen Gulasch, pustete zwei-, dreimal und sagte ganz lieb zu mir: »Das wird dir jetzt schmecken. Heiß ist es auch nicht mehr.« Doch anstatt den Mund aufzumachen, kniff ich die Lippen zusammen und drehte trotzig den Kopf weg. Und während sie versuchte, mir trotzdem das nächste Löffelchen vorsichtig in den Mund zu schieben, schubste ich schon ihre Hand zur Seite, und alles landete auf meiner Serviette. Da riss ihr mein Vater wutentbrannt, sich dabei quer über den Tisch lümmelnd, den leeren Löffel aus der Hand, schmiss ihn auf den Tisch und schrie sie an: »Lass das Kind in Ruhe!« Und an mich gewandt: »Du hast völlig recht, mein Liebes. Es schmeckt einfach scheußlich. Das musst du nicht essen.«

Der Streit eskalierte. »Du solltest endlich lernen, schwäbisch zu kochen! Geh zu meiner Mutter in die Schule! Und hüte dich, noch einmal solchen schlesischen Fraß auf den Tisch zu bringen!« Sie verteidigte sich. (Vielleicht hatte sie ihn dabei auch *Muttersöhnchen* titulierte. Ich kann es nicht sagen. Jedenfalls hatte ich sie das schon des Öfteren zu Papa sagen hören.) Dann sah ich nur noch, wie er fluchend aufsprang, zur Fleischplatte griff und sie, überschäumend vor Wut, mit voller Kraft zu Boden schmiss. Die Gemüse- und die Soßenschüssel folgten. Dabei brüllte er wie ein Besessener. Ich hielt mir die Ohren zu und sah nicht mehr hin. Als ich wieder aufzuschauen wagte, war Mutter bereits aus dem Schlachtfeld geflohen und stand, den Rücken gegen die Schlafzimmertür gepresst, nur verstört da und weinte leise vor sich hin. Mich zerrte er schließlich von meinem Stuhl, auf dem ich wie angewachsen sitzen geblieben war, nahm mich mit in den Korridor und sagte dort auf einmal ganz leise und lieb zu mir: »Komm, mein Bärbelchen, jetzt gehen wir beide ins Café. Dort kannst du dir aussuchen, was dir schmeckt.« Wie wir dorthin gelangt waren und ob ich überhaupt etwas zu mir genommen hatte, ist aus meinem Gedächtnis wie ausgelöscht. Ich sehe mich lediglich stumm vor einem Schälchen Wibebe* sitzen.

* Worterklärungen und Übersetzung fremdsprachiger Stellen ab S. 1406

Umso genauer habe ich vor Augen, wie Mutter, ehe er mich aus dem Zimmer gebracht hatte, kraft- und sprachlos dastand und auf das Ergebnis starrte: überall Fleischstücke und Klöße. Dazwischen Möhren und Erbsen. Ein größerer Teil der Soße nahm gerade, über die weißen Teppichfransen hinweg, seinen Lauf Richtung Ofen. Dazwischen Scherben über Scherben. Nur die Gemüseschüssel war heil geblieben und lag mit der Öffnung nach unten neben dem Tischbein. »Der teure Teppich!«, klagte sie nur, kaum hörbar. Ich frage mich heute, ob der wirklich schöne dunkelrote *Perser*, wie sie ihn immer nannte, obgleich er höchstens einem echten Perserteppich ähnelte, überhaupt schon abbezahlt war. Denn mit den edlen Schlafzimmernöbeln hatten sie sich bestimmt übernommen.

Monate später. Ich saß in der Küche und schaute mir vergnügt ein Bilderbuch an. Plötzlich hörte ich laute Schreie, die aus dem Treppenhaus zu kommen schienen. Das war doch Mutti! Ich öffnete die Korridortür, einen Spaltbreit nur, und sah ... Er schlug sie. Wieder und wieder. Sie duckte sich. Krümmte sich. Weinte. Plötzlich hob er etwas in die Höhe, das ich nicht erkennen konnte, und drohte ihr ... Obgleich sie sich abermals dem Schlag entziehen konnte, schien es mir plötzlich, als habe er ihr soeben angedroht, sie die Treppe hinunterzustoßen. Ich schrie, so laut ich konnte. Wahrscheinlich hatte ihn mein unerwartetes Erscheinen so erschreckt, dass er sie plötzlich zurückgehalten, herumgerissen und gegen die Bodentür geschleudert hatte und nun mit beiden Armen festhielt und ihren Kopf mehrmals gegen das Holz schlug. Ich rannte an ihnen vorbei, stürzte die Treppe hinunter und brüllte: »Zu Hilfe! Papa schlägt Mutti tot!« Frau Weidmann erhörte mich und bot sich als Zeugin an. Ich wurde evakuiert.

Zum Glück war Mutter, wie ich erst später erfuhr, weniger ernsthaft verletzt, als ich befürchtet hatte. Ihr linkes Schultergelenk war ausgekugelt, eine Rippe gebrochen. Rumpf und Arme seien von schmerzhaften blauen Flecken übersät gewesen. Ihre Sorge um mich und die Bombenangriffe hätten ihr danach keinen Augenblick Zeit gegeben, wieder zur Ruhe

zu kommen. Sie habe sich Geld geborgt und einen Rechtsanwalt genommen. Die amtsärztliche Bescheinigung und die Zeugenaussagen genügten ihm als Beweise. Ein Jahr später wurde ihre Ehe durch das Oberlandesgericht Stuttgart geschieden. *Nicht schuldig*, lautete das Urteil für sie. *Die Kosten für das Verfahren trägt der Angeklagte*. Das Erziehungsrecht ging an sie. Vater hatte für mich und für sie zu zahlen. Die nach dem letzten großen Bombenangriff beschädigten Einrichtungsgegenstände wurden per Gerichtsbeschluss so geteilt, dass meinem Vater ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl, Bettzeug und so viel Wäsche wie nötig, dazu wohl noch einige Küchenutensilien sowie seine persönlichen Gegenstände, zum Leben blieben. Geld, das man hätte teilen müssen, gab es nicht. Für die Schulden musste Mutter nicht haften. Sie waren vor der Ehe entstanden.

In der Wohnung von Frau Voelmle war es finster und schmutzig. Überall in meinem Exil roch es muffig. Wie ich dorthin gekommen war, wo ich mich wusch und wo ich schlief und ob es in dem Raum, in den sie mir Essen brachte und in dem ich mich aufzuhalten hatte, wenigstens Spielzeug gab, weiß ich nicht mehr. Nur an ein paar stumpfe Buntstifte erinnere ich mich, die ich an einem großen schwarzen Schreibtisch benutzen durfte. Bei Papa wären sie gespitzt gewesen, sagte ich mir und fragte nach einem Spitzer. Nein, so etwas habe sie nicht. Auf die Straße zu gehen war mir nicht erlaubt, nicht einmal ans Fenster. Ich bittelte und bettelte. »Nur auf den Spielplatz, Frau Voelmle! ... Und warum nicht? Ich gehe wirklich mit niemandem mit. Können wir vielleicht gemeinsam auf den Hoppenlaufriedhof gehen? Ich bleibe auch artig an Ihrer Hand.« Ich träumte nur davon, die Sonne zu sehen und Kinder zu treffen. Doch stets das gleiche kategorische Nein. Niemand aus der Gegend dürfe wissen, wo ich bin. Mein Vater komme sehr oft die Lerchenstraße entlang, und es könnte doch sein, dass er jemanden nach mir fragt. »Sobald er erfährt, wo du dich aufhältst, holt er dich ab. Auf immer«, behauptete sie. (*Holt mich ab?*) »Du würdest deine Mutti nie wiedersehen.« Also

drängelte ich nicht mehr. Schon jetzt kam sie immer nur auf ein paar Minuten. Trotzdem hätte ich Papa gerne wiedergesehen. Wenigstens einmal noch. Ich würde ihn fragen, ob er nicht wieder lieb sein will zu Mutti. Sie hatten sich doch schon oft versöhnt. Den Teppich würden wir in die Reinigung bringen. Wenn die Blätter von den Bäumen fallen, würden wir auf die Wasen gehen. Im Winter, wenn dann Schnee liegen würde im Kräherwald, wieder Schlitten fahren. Sonntags mal mit der Straßenbahn, mal mit der Filderbahn. Weit raus aus Stuttgart. Mutti würde Spätzle machen lernen. Wir würden vielleicht sogar einen neuen Laubfrosch kaufen – oder lieber eine neue Bratenplatte, so eine, die zum Service passt? –, und alle würden glücklich sein. Wie eine richtige Familie.

Eines Nachmittags – Mutter war gerade zur Tür herein – läutete es. Sie tuschelte Frau Voelmle etwas zu und schien schrecklich aufgeregt. Seltsam. Frau Voelmle bewegte ihren fülligen Körper noch viel langsamer als sonst in Richtung Korridortür. Mutter nahm mich am Arm, zog mich ins Zimmer zurück und schubste mich unter den Schreibtisch. »Kein Mucks jetzt! Keine Bewegung! Komm ja nicht hervor! Papa ist da.« Schon hörte ich seine Stimme. »Wo ist Bärbel? ... Ich habe ein Recht darauf, sie wenigstens sehen zu dürfen.« Mir rannen Schweißperlen übers Gesicht. Mein Bein tat weh, aber ich wagte nicht, es unter dem Po hervorzuziehen. Der Fußboden knarrte. Schatten huschten vorbei. Ich roch sein Parfüm. »Du brauchst nicht zu suchen. Sie ist nicht hier. Meine Mutter hat sie abgeholt«, sagte sie. »Wenn der Zug pünktlich war, müssten sie in wenigen Minuten in Rauscha sein.« (Rauscha? Das Wort hatte ich noch nie gehört.) »Das Weihnachtsfest«, fügte sie hinzu, »wird Bärbel in der Försterei meines Bruders feiern.«

Als er weg war und ich hervorkommen durfte, setzte sie sich zu mir auf den Boden. »Heute geh ich nicht gleich wieder fort. Ich muss dir alles erklären.« – »Dass du geschwindelt hast, gell?« – »Nur ein klitzekleines bisschen. Damit dich Papa nicht findet. Holen kommen will dich Oma wirklich. Hier willst du doch nicht bleiben, stimmt's?« – »Ja. Aber abgeholt

werden will ich auch nicht. Ich will zu dir.« Dabei streckte ich meine Arme aus und ließ nicht mehr ab von ihr. Sie trug mich zum Stuhl – »Mädel, bist du schwer geworden!« –, nahm mich auf den Schoß und tupfte mir die Tränen ab. »Hör jetzt mal ganz lieb zu, meine Große! Du musst tapfer sein. Hierbleiben willst du nicht, mitnehmen kann ich dich nicht. Oma kann es. Onkel Kurt hat in der Nähe von Neuhaus eine kleine Wohnung für sie gefunden.« – »Zu Oma will ich aber nicht. Bitte hol mich hier weg! Irgendwohin, wo du auch bist. Und bleib bei mir!« – »Das geht nicht. Das weißt du. Also Schluss jetzt mit der Jammerei! Sobald Oma ihre Sachen eingeräumt hat, kommt sie her, und du fährst mit ihr mit. Wenn ich hier alles geregelt habe, komme ich nach. Abgemacht? ... Dann suchen wir uns auch eine hübsche Wohnung, und alles wird gut. Bleib stark! Jetzt muss ich aber gehen.« Als sie an der Tür stand und mir noch einmal zuwinkte, fiel ein Lichtstrahl, der sich im Fenster des gegenüberliegenden Hauses spiegelte, auf ihr Haar. Ich erschrak. Es war schlohweiß.

Einen Tag vor Weihnachten wurde ich aus meinem Kerker befreit. Wir würden mit einem Schnellzug bis Kohlfurt fahren. Quer durch ganz Deutschland. Von dort sei es dann nicht mehr weit. In Rauscha werde Onkel Kurt, wahrscheinlich mit einem Gespann, auf uns warten und uns nach Neuhaus bringen. Es werde ganz bestimmt schön werden.

2.

In Rauscha wartete tatsächlich ein Pferdewagen auf uns. Es war schon finster, als wir ankamen, und sehr kalt. »Willkommen in der Heimat«, hörte ich Onkel Kurt zu Großmutter sagen. »Hattet ihr eine gute Reise?« – »Eine Reise mit Hindernissen«, antwortete sie. »Da wir uns dummerweise verspätet hatten, stand der Zug schon da, ins Wageninnere war kein Reinkommen mehr. Mit knapper Mühe und Not schafften wir es noch geradeso auf den Perron. Stell dir vor! Wir haben bestimmt zwei Stunden da draußen in der Kälte zugebracht.« Als

sie das sagt, sehe ich, wie meine Mutter – »... zum D-Zug nach Breslau bitte einsteigen und die Türen schließen!« – noch einmal zu uns heraufkommt, mich an sich drückt und sagt, »sei tapfer, Bärbelchen! Ich komm bald nach«, und während der Zug schon anfährt, wieder abspringt. »Gute Fahrt!«, ruft sie uns nach. »Und bitte schreibt gleich, wenn ihr angekommen seid!«

Als die letzten Lichter von Stuttgart hinter den Bergen verschwunden waren, wurde Großmutter's dicker Strohkoffer zu einem fast bequemen Sitzplatz. Er war so prall gefüllt, dass es ihr und Mutter schwergefallen war, die beiden Hälften mit ledernen Gurten zusammenzuzurren. Vom Bahnhofsvorplatz aus hatten sie ihn dann mit vereinten Kräften zum Bahnsteig geschleppt und auf die Plattform hinaufbugsiert. »Vielleicht ist die frische Luft hier draußen dem Mief da drin sogar vorzuziehen«, hatte Großmutter zu mir gesagt. »Jedenfalls fürs Erste.« Dann hatte sie ihren schwarzen Tuchmantel aufgeknöpft – er war mit Marderpelz gefüttert –, mich auf ihre Knie genommen und die beiden Mantelteile um mich geschlagen. »So. Nun steckst du schön warm.«

»Träum nicht, Kleine!«, rief der Kutscher. Großmutter saß schon oben. Ihre Reisetasche hatte sie auf dem Schoß. »Lass, lass!«, sagte sie zu Onkel Kurt. »Die ist wirklich nicht schwer. Da sind nur meine Wertsachen und außer den Resten vom Reiseproviant nur ein paar kleine, aber zerbrechliche Geschenke drin.« – »Geh auf die andere Seite!«, forderte mich der Kutscher auf. So dicht an dem Pferd vorbei? »Das beißt nicht, schau!« Er streichelte es und hielt es am Zaumzeug fest. Ich huschte durch, kletterte hinauf und setzte mich. Da ich in der Straßenbahn oft gesehen hatte, dass alle Damen, wenn sie sich setzten, ihre Handtaschen stets vor sich auf den Schoß nahmen und mit beiden Händen festhielten, platzierte ich meine kleine Stoffumhängetasche auch vor meinem Bauch. Doch ehe ich richtig zufassen konnte, war sie schon heruntergerutscht. Ich hatte zu kurze Beine, um so sitzen zu können wie die Großen. Und da die Tasche nicht verschließbar war, erlitt meine Sara, die bis hierher wohlbehütet mitgereist war, gleich bei der Ankunft in

Schlesien ihren nächsten Unfall. Onkel Kurt hatte zu tun, sie in der Dunkelheit auf dem Kutschenboden wiederzufinden. Zum Glück war ihr nichts passiert. Nur ich bekam schmerzhaft zu spüren, wie kalt schlesische Winter sind. Um den Zustand des Püppchens genau kontrollieren zu können und nachzusehen, ob das Winterkleid, das ihm Mutter noch rasch gehäkelt hatte, in Ordnung war, hatte ich nämlich meine warmen Fausthandschuhe ausgezogen und es sofort bereut. »Als wir losfahren«, sagte Onkel Kurt, »hatten wir minus neunzehn Grad.« Der Kutscher reichte uns Decken nach hinten. »Die klemm dir mal fest um die Beine und schieb sie dir, so weit es geht, untern Hintern!«, riet er mir und fuhr an. »Sonst kriecht dir während der Fahrt die Kälte erst richtig unter den Mantel.«

»Und wie ging's dann weiter?«, wollte Onkel Kurt von Großmutter wissen. Sie berichtete ... Zum Glück habe sie eine Thermoskanne mit warmem Tee mitgebracht. Und Marschverpflegung für ein ganzes Regiment. »Aber die Göre isst ja so schlecht«, petzte sie. »Ich werde meine liebe Not haben mit ihr.« Warm gesteckt hätte ich aber und sogar in der Kälte geschlafen. Zum Glück habe es ein junger Mann nicht mitansehen können und sei losgezogen, für uns einen Sitzplatz zu besorgen. Keiner der Jüngeren habe reagiert, im nächsten Wagen dann aber ein alter Mann. Er habe uns sofort seinen Sitzplatz angeboten und sogar noch den Koffer nachgeholt und ihn in einem bereits übervollen Gepäcknetz, nur viel weiter vorn, verstaut. »Keine Angst! Ein Herr passt auf. Ich bringe Ihnen Ihren Koffer dann schon rechtzeitig wieder zurück«, hat er gesagt. Er fahre bis Breslau.« Das Schönste erzählte sie nicht: Die Dame, die auf dem Fensterplatz saß, hatte sich netterweise noch dünner gemacht, als sie schon war, sodass ich mich dazwischenquetschen durfte und einen eigenen Sitzplatz hatte. Sie roch unglaublich gut, fast so gut wie das Parfüm aus Muttis Parfümzerstäuber. Wahrscheinlich habe ich deshalb auch so gut geschlafen. Wach war ich eigentlich nur, wenn der Zug in einen Bahnhof einfuhr oder wenn er auf freier Strecke scharf bremste und stehenblieb. Weggelassen hatte Großmutter auch, dass ich

nicht rumlaufen durfte. Mir blieb also gar nichts anderes übrig, als mich gleich wieder an sie anzulehnen und einfach weiterzuschlafen. An Gespräche kann ich mich nicht erinnern, nicht einmal an Häuser oder Berge oder Wälder, an denen der Zug doch vorbeigefahren sein muss. Dafür habe ich ein einzelnes Haus, das mir Großmutter ganz aufgeregt zeigte, als wir uns schon zum Umsteigen fertig gemacht hatten, bis in alle Einzelheiten in Erinnerung behalten. Es stand nämlich an einer Stelle, die ich mir als Platz für ein Haus niemals hätte vorstellen können. Regelmäßig eingequetscht zwischen zwei Bündeln von Schienensträngen, die dann immer mehr auseinanderliefen, ehe sie schließlich hinter den Bäumen verschwanden. »Schnell, guck doch mal!«, hatte Großmutter gerufen. »Dort unten hat Onkel Kurt gewohnt, als er hier in der Oberförsterei Hilfsförster war.« Auf der weiteren Fahrt durch den verschneiten Winterwald zwischen Rauscha und Neuhaus hörte ich bald nur noch das gleichmäßige Getrappel der Pferde und ein gelegentliches *Hü!*

Eine Stimme weckte mich: »Aussteigen! Wir sind da.« Tante Ella führte uns ins Haus und trug die Sachen nach oben. »Zieh die Schuhe aus und stell sie vornan in die Küche! Harry zeigt dir, wohin.« Er ging vor. Plötzlich stand ein großer Hund vor mir, beschnupperte mich und wedelte mit dem Schwanz. Ich zuckte zurück. »Cora heißt sie. Ein liebes Tier«, sagte Harry und streichelte sie. »Sie hat gerade gefressen und will auf den Hof. Sieh! Ihr Fressnapf ist leer!« Ich begleitete meinen Cousin bis zur Tür. »Euch zu Ehren habe ich noch einmal kräftig nachgelegt«, empfing mich dort Onkel Kurt und nahm Großmutter und mich mit ins Zimmer. Ein Glasschrank voller Gewehre! Eines neben dem andern. In meinem Bauch kribbelte es. Auf einem Bild an der Wand hatte Harry ein Gewehr umgehängt; in der Hand hielt er eine Ente. Aber er war doch erst acht! Als er hereinkam, schien er zu merken, dass ich meine Blicke zwischen dem Foto und ihm hin- und hergehen ließ und ängstlich zu einer Frage ansetzte ... »Nein, nein«, beruhigte er mich. »Es war entladen. Ich durfte es nur zum Knipsen über die Schulter hängen. Die Ente hat Papa geschossen.«

Gleich nach dem Abendbrot musste ich schlafen gehen. Tante Ella ging in die Küche, zündete die Tischlampe an, leuchtete mir die Treppe hinauf und zeigte mir, wo ich schlafen sollte. Dann bückte sie sich und zog etwas unter dem Bett hervor. »In der Nacht und morgen früh darfst du, wenn du musst, auf den Topf hier gehen.« – »Aber ich bin doch schon groß!«, empörte ich mich. »Bitte nerv mich nicht mit solchem Getue!«, fuhr sie mich an. »Dafür ist sich nicht mal eure Oma zu fein. Für sie steht da drüben ein Eimer. Ihr kennt euch doch nachts hier gar nicht aus!« Sie sprach in Rätseln. Erst am anderen Morgen, als Harry mit mir einen Rundgang durch Haus und Hof machte, begriff ich, was gemeint war. Oben waren also nur die Schlafkammern. Unten Zimmer und Küche. Im Anbau der Hühnerstall. Und gegenüber vom Wohnhaus eine riesige Scheune mit Heu auf der Tenne. »Hier darfst du wirklich mit allen deinen Freunden spielen?«, fragte ich ungläubig und beneidete ihn. Daneben ein hölzernes Häuschen. »Was ist dadrin?« – »Guck doch rein!« – »Hu! Gehst du nachts wirklich hierher? Ich würde mich fürchten.« – »Wenn Frost ist, darf ich drin gehen«, erklärte mir Harry. »Aber mich fürchten? Vor wem denn? Ich will doch Förster werden. Förster fürchten sich nicht einmal vor dem Wolf.«

Im selben Moment fiel mein Blick auf den Hundezwinger an der hinteren Seite des Hofes. »Wie viele sind denn daas?!« – »Neun.« Als wir uns auf sie zubewegten, fingen sie an zu kläffen, alle auf einmal. Ich zuckte erschrocken zusammen. »Die tun dir nichts. Wenn sich Fremde nähern, müssen sie bellen«, sagt er und nimmt mich an der Hand. Auf einmal ist es still. »Du kannst wohl zaubern?« Nur einer war auf seinen Hinterbeinen stehen geblieben und bellte weiter, aber irgendwie anders. Sein dünner Schwanz wackelte lustig hin und her. »Der freut sich, wenn er mich sieht. Er ist mein Liebling.« Dann sprach er mit ihm, fasste durchs Gitter und kraulte ihn. »Mach *du* das aber bitte nicht!«, warnte er mich. Waldi kann unberechenbar sein.«

Monate später – wir machten einen Sonntagsspaziergang zu den Teichen und suchten am Waldrand Pilze – knurrte er mich

bedrohlich an, als ich unmittelbar vor seiner Nase eine prächtige Rotkappe stehen sah. Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und pflückte sie ab. Froh, dass er mir nichts getan hatte, rannte ich freudestrahlend los, um sie den anderen zu zeigen. Doch plötzlich spüre ich, dass hinter mir etwas raschelt. Und schon war's geschehen ... Er hatte mich hinterhältig in die Wade gewickelt. Obwohl er mich weitergehen ließ, begann ich erst jetzt zu begreifen, was los war, und fing an zu schreien wie am Spieß. Doch was macht das Tier? Es schnappt zum zweiten Mal zu, nun aber nur in die Stumphose und hält mich fest, bis mit einem Mal Onkel Kurt und Harry vor uns stehen und mich befreien. Ein Wort hatte genügt. Seitdem habe ich Angst vor Hunden, besonders vor Dackeln. Vielleicht hatte ich aber auch, bis Großmutter sagte, »'s ist doch bloß 'n Kratzer«, wegen der zerrissenen weißen Strumpfhose viel mehr Angst vor ihren Schlägen gehabt als vor Waldi. Trotz der Hunde und des Klohäuschens, hinter dem nachts der Uhu rief, gefiel es mir in Neuhaus. Der weite winterweiße Wald, in dem wir toben durften! Und der riesige Backofen draußen vor dem Zaun! Daneben ein tief in die Erde gegrabener Vorratskeller, wo die Kartoffeln, Möhren und Kohlrüben direkt auf dem Boden lagen und die Äpfel so frisch geblieben waren, als hätten wir sie gerade vom Baum abgepflückt.

Über dreißig Jahre später werden nur noch einige verwilderte Stachelbeerbüsche und die Kastanie, die einst im Hof gestanden und Bärbel so reichlich Bastelmaterial geliefert hatte, die einzigen Indizien dafür sein, dass die Reisenden den Flecken Erde gefunden hatten, nach dem sie suchten. Der alte Wald war einem Jungwald gewichen. Die Wegführungen ähnelten nicht im Entferntesten mehr den früheren. Das drei Kilometer entfernte Dorf, in dem Harry zur Schule gegangen war – unauffindbar. Nach der Evakuierung der Bevölkerung durch die SS habe es erbitterte Gefechte gegeben, erfuhren sie, weil verstreute deutsche Truppen, bereits unter SS-Kommando, noch immer Führer, Volk und Vaterland retten sollten. Im Tagebuch des sowjetischen Generals, der diesen Frontabschnitt komman-

dierte, ist zu lesen, dass das unwegsame, sumpfige Gelände inmitten der riesigen Wälder seinen Kämpfern dort noch zu Beginn des letzten Kriegsjahrs ähnlich Unvorstellbares abverlangt habe wie ehemals der eiskalte Winter den deutschen Aggressoren in Russland, wo in den Wolchow-Sümpfen Soldaten auf beiden Seiten der Front des gleichen grausamen Todes starben – erfroren oder ertrunken. Doch Leningrad wurde gerettet und lebte wieder auf. Neuhaus war untergegangen, die Gegend menschenleer geblieben. Nur die robusten Stachelbeerbüsche und der dicke Kastanienbaum hatten nicht nur die Kriegshandlungen, sondern auch die Neuaufforstungen überlebt, sodass die junge Deutsche und ihr Begleiter auf ihrer Suche nach der verlorenen Zeit schließlich sogar noch den Backofen wiederfanden – von Dornengestrüpp überwuchert, aber völlig unverseht. Vielleicht wird sein steinernes Gewölbe als einsamer Zeuge noch in hundert Jahren dort stehen und mahnen: Denk nach, und erinnere dich, Wanderer!

Als Großmutter und ich uns nach den Feiertagen von Eichlers verabschiedeten, stand auf dem Abreißkalender in der Küche eine große schwarze Drei und eine Eins dahinter. Diese beiden Zahlen kannte ich schon; was sie bedeuten, wusste ich noch nicht und wunderte mich nur, warum Harry auf einmal so feierlich redete, als hätte ich Geburtstag. »Ich wünsche dir ein gutes neues Jahr.« Die Tante drückte mir meine neue Puppe in den Arm und sagte: »Beinahe hättest du sie hier gelassen. Da wärest du aber traurig gewesen.« Dabei mochte ich sie gar nicht. Am frühen Nachmittag stand ich erwartungsvoll vor einer dunkelgrünen Wohnungstür. Ob es hier auch so schön ist? Großmutter schloss auf. »Da wären wir also. Onkel Kurt war schon heute Morgen hier und hat Feuer gemacht«, sagte sie. »Mach schnell die Tür zu! Es ist schon schön warm.« Ich fand das gar nicht. »Oma, ich muss mal! Wo ist denn ...?« Aufgeregt klinkte ich an allen Türen. »Komm her, wenn du was willst, und schließ endlich die Tür!«, rief sie aus der Küche, obgleich sie wahrgenommen haben musste, dass ich weinte. Denn plötzlich kam sie zurück und fragte »Was suchst du? ... Das ist

draußen, schräg über'n Hof. Komm, ich zeig's dir! Und hör auf zu heulen!« Sie läuft vornweg. »Da!« ... Sie lehnt von draußen die Tür an und verschwindet. »Oma!«, rufe ich ihr hinterher. »Und wenn ich nun ... Oo-maa!!« Sie reagierte nicht. Da saß ich nun, allein zwischen Bretterwänden – der eisige Wind zwackte mir in den Po – und schluchzte vor mich hin. Ich hat Heimweh nach Stuttgart.

Der Winter war lang und öd, draußen wie drinnen. In die straßenseitigen Räume fiel nie ein Lichtstrahl. Sie waren finster und feucht. Geheizt wurde mit Holz. Morgens, früh schon, nur die Küche, das kleine Zimmer ab Nachmittag, das Schlafzimmer nie. Die *gute Stube* war immer verschlossen. Das Frühjahr war nur wenig schöner: Schlafen, waschen, Zähne putzen in der noch kalten Küche. Dann noch – husch! – schnell über'n Hof. Zusehen, wie Großmutter Holz hackt oder das Schmutzwasser ausschütten geht und an der Pumpe frisches Wasser holt. Wie sie den großen Topf in die Küchenmaschine wuchtet und regelmäßig nachlegt, damit das Feuer nicht ausgeht und immer warmes Wasser da ist. Wie sie die emaillierte Waschschüssel mit Ata putzt und zurück auf den Ständer stellt. Dabeisitzen müssen, wenn sie Kartoffeln schält und die Suppe kocht. »Darf ich die Möhren schneiden?« – »Nein! Das habe ich dir doch schon zweimal gesagt. Das Messer ist viel zu scharf für ein Kind.« Mich langweilen, wenn sie abwäscht. Wenn sie abtrocknet. Wenn sie die Teller wegräumt und wenn sie bügelt. Wenn wir nicht gerade einkaufen waren – sie nannte das *spazieren gehen* – oder schon wieder bei ihrer Ärztin, schaltete sie zu jeder vollen Stunde den kleinen Volksempfänger ein. Sobald die zackige Eingangsmusik verklungen war, sagte sie jedes Mal: »Nun aber stille! Wir müssen doch wissen, was es Neues gibt!«: *Die deutschen Truppen kommen rasch voran*. Tagein, tagaus die immer gleichen Erfolgsmeldungen.

Die Nachmittagsstunden, an denen Großmutter Strümpfe stopfte oder strickte und ich dabei Bilderbücher ansehen durfte, gefielen mir. Ich zeigte auf einen Buchstaben und wollte wissen, wie er heißt. Sie gab mir bereitwillig Auskunft. »Und der?« –

»E wie Emil. So heißt der Junge dort auf dem Bild.« – »Und was ist das da?« – »Rück mal näher ran, damit ich erkennen kann, ob da Punkte drauf sind oder nicht!« Ich nahm das Buch vom Tisch auf und hielt es ihr unter die Nase. »Doch nicht so nah! So geht's. Ein Ü.« – »Und das hier? ... Das da?« Zuerst sagte sie Ell, wiederholte dann aber Lll, Lll«, und ich sprach es nach. Das Spiel machte richtig Spaß, anscheinend auch Großmutter. Denn sie lachte manchmal sogar dabei und antwortete, ohne müde zu werden. Die, nach denen ich oft genug gefragt hatte, merkte ich mir, und im Nu konnte ich alle benennen. »Und nun versuch mal, sie zusammenzuziehen!«, forderte sie mich eines Tages auf. »Eh, sag mir doch nicht immer vor!«, empörte ich mich. »Ich kann das alleine.« Mein Protestieren half nicht. Weil ich also keine andere Wahl hatte, als ihr nachzusprechen, was sie mir ständig vorsagte, beschloss ich, mir einfach das ganze Wortbild zu merken, und lernte auf diese Weise, obgleich ich schon nach wenigen Tagen ein Bilderbuch nach dem anderen auswendig konnte, vermutlich sogar noch schneller lesen. Bald klappte es auch mit anderen Texten.

Eines Morgens geschah etwas Unerhörtes. Großmutter holte Malerutensilien aus dem Schuppen. Solche Geräte kannte ich nicht. »Bis deine Mutter kommt, will ich wenigstens die Küche auf Vordermann bringen«, kündigte sie an. »Früher in Schönwald, als Opa noch lebte, habe ich das einmal im Jahr gemacht. Immer in der Vorosterzeit. Da war nur ein bisschen nachzuarbeiten. Aber durch den Umzug ... Einfach ärgerlich, wie wenig sich die Leute in Acht genommen haben.« *Auf Vordermann* bringen hieß, wie ich verwundert erfahren sollte, die Möbel zu lackieren. Zunächst wurden sie gereinigt und dann mit weißer Farbe gestrichen, und als sie getrocknet war, *beschliffen*, wie sie das nannte. Und noch mal gestrichen, so lange, bis – »streich mal drüber!«, forderte sie mich auf – nicht das kleinste Staubkörnchen mehr zu spüren war und schließlich Lackschicht aufgetragen werden konnte. Gut sah das aus.

Drei Tage später. »Aber Oma! Was machst du denn da?« Keine Reaktion. Ich war den Tränen nahe. Sie saß rittlings auf

einem der Küchenstühle, neben ihr ein Glas mit tiefschwarz glänzendem Lack, und malte, voll konzentriert, mit Bleistift lauter Kurven auf die Lehne. Dann tauchte sie einen feinen Pinsel vorsichtig in die schwarze Farbe und zog die äußere Kurve nach. Sieht ja aus, wie ein Osterei, dachte ich. Auf einem Stuhl? »So, das wäre geschafft«, sagte sie plötzlich zu sich selbst. »Und was soll das werden?«, fragte ich entgeistert. »Das werden Scherenschnittbilder, mein Kind. Hoffentlich gelingen sie mir. Früher habe ich sie doch immer nur ausgebessert.« Dann zeigte sie mir die Schablonen, die sie für die Buffettüren und die anderen Stühle verwenden wolle. Sie ähnelten tatsächlich Riesenostereiern, hatten alle die gleiche Größe, innen aber verschiedene Muster. Das äußere Oval würde sie auch weiterhin nicht ohne Schablone wagen. Alles andere sei aber *Freihandarbeit*. Und schon schwieg sie wieder und widmete sich hingebungsvoll nur noch ihrer Malerei. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus. Großmutter entpuppte sich als wahre Künstlerin.

Am lustigsten fand ich die Bilder an den oberen Buffettüren. Man sah darauf kerzengerade dastehende Männer, die sich elegant auf überlange Stöcke stützten. Sie trugen Kniestrümpfe und hochhackige Schuhe mit Schleife, und ihre Beine steckten in ulkigen Hosen. Ihr Hals war eingerahmt von einer besonderen Art von Kragen. Mutti hatte so etwas *Rüschen* genannt, als sie ihre alte Bluse geändert und zusammengezogene Stoffstreifen längs der Knopfleiste aufgenäht hatte. Und erst die Frisur! Das ist doch keine für Männer! So eine kannte ich nur von Großmutter, wenn sie schlafen ging und ihre dünnen weißen Haare hinten am Hals zusammennahm. Die Türen am unteren Schrankteil waren alle mit Damenbildern geschmückt. Die Frauen standen aber nicht. Sie saßen auf Stühlen mit gebogenen Beinen und schnörklichen Lehnen. Ihre weiten Röcke reichten bis auf den Boden. Auf dem Kopf trugen die meisten von ihnen einen riesigen Knoten, aus dem ihnen Locken bis auf die Schultern fielen. Mutti trug auch einen Knoten. Aber der saß am Hals, tief unten. Doch nicht oben auf dem Kopf! Seltsam ... Für Großmutter muss Malen etwas Wunderbares

gewesen sein. Bedachtsam betrachtete sie nach getaner Arbeit ihr Werk, besserte da und dort noch eine Kleinigkeit nach und fragte mich mehrmals, ob es mir auch gefalle. Sie schien mein kindliches Lob gebraucht zu haben. Denn plötzlich mischte sich in ihren Augen ihr kühler Stolz mit einem Anflug innerer Zufriedenheit. Sie kam mir gar nicht mehr wie meine Großmutter vor. Daraus, wie sie noch Tage danach mit mir sprach, folgerte ich, dass Kunst sogar böse Menschen in gute verwandeln kann.

Auf dem Weg zur Apotheke grüßte sie eines Morgens eine Dame, die so jung aussah wie meine Mutter. »Guten Tag, Frau Weise. Wie geht's?« – »Gut. Und Ihnen?« Wir blieben stehen, und sie fragte, wer ich denn sei. Welch glücklicher Zufall, diese Begegnung! Ich könne doch mal rüberkommen. Evi sei auch allein. Vielleicht vergehe mein Heimweh dann schneller. Evi war ein Jahr jünger als ich. Ihr Vater war im Krieg. Ihre Mutter war eine schöne Frau. Immer toll angezogen und kräftig geschminkt. Auf dem Kopf trug sie einen Hut mit einer großen bunten Feder. Als Frau Weise dann am Nachmittag mit Evi und mir *Mensch ärgere dich nicht* spielte, fragte sie mich völlig unvermittelt, wie ich denn auskäme mit meiner Großmutter. Ich druckste herum und traute mich nicht, die Wahrheit zu sagen. Sie schien trotzdem zu ahnen, was ich verschwieg. »Du musst Verständnis haben für sie. Sie ist nervenkrank. Schon seit ihr Mann tot ist. Als er starb, war sie noch nicht mal vierzig. Von da an war sie immer allein. Frau Dr. Ziep versucht ihr Möglichstes«, erklärte sie mir. »Bemüh dich einfach, besonders lieb zu ihr zu sein!« Ich nahm mir vor, besser zu essen.

Frau Dr. Ziep behandelte auch mich. Während Großmutter im Sprechzimmer war, bekam ich in einem anderen Raum eine seltsame Brille aufgesetzt und wurde bestrahlt. »Du solltest mehr an die frische Luft gehen«, riet mir die Schwester. »Bist viel zu blass.« Immerhin durfte ich, seit ich die Weises kannte, allein bis ins Nachbarhaus gehen. Allerdings nicht mehr lange. Eines Abends nämlich hatte Evi vergessen, mir im Auftrag ihrer Mutter zu sagen, wie spät es war. Ich hätte schon längst wieder

drüben sein sollen. O weh! Ich hatte solche Angst, wieder Schimpfe oder Schläge zu bekommen und rannte, ohne Auf Wiedersehen gesagt zu haben, Richtung Treppenhaus, fand den Lichtschalter nicht und ... Dann sah ich nichts mehr. Um mich herum war alles schwarz. Ich hörte nur einen Aufschrei und spürte, dass ich irgendwo lag. Als ich wieder zu mir kam, kniete Frau Weise neben mir, betastete mich überall und forderte mich auf, langsam den Kopf zu drehen. »Kannst du deine Arme heben? ... Ja? Na dann versuch mal, dich hinzusetzen!« Das funktionierte auch. »Da hast du aber Glück gehabt!«, sagte sie. »Du hättest dir das Genick brechen können.« Sie atmete auf. Ich müsse die lange Holzterrasse von oben an bäuchlings hintergerutscht sein. Sie sei, als es polterte, sofort herbeigestürzt und habe gerade noch gesehen, wie ich mit dem Kopf aufschlug und dann benommen auf der Seite liegenblieb. Als ich aufstehen sollte, versagte mein rechtes Bein.

So endete die schönere neue Zeit, noch ehe sie richtig begonnen hatte. Nicht einmal mehr eine Kutschfahrt nach Neuhaus wurde meinem gebrochenen Bein zugemutet. Die Außenwelt nahm ich nur noch vom Fenster aus wahr. Mal lief ein herrenloser Hund vorbei, mal eine grau-schwarze Katze. Wenn das Fenster offen war, blieb sie wie angewurzelt stehen und schaute interessiert zu mir herüber. Ich rief sie einfach Leo. Und siehe da, sie hörte sogar darauf. Früh und abends, wenn die Züge hielten, belebte sich für kurze Zeit schräg gegenüber von uns der Bahnhofsvorplatz. Die meisten Leute gingen aber auf dem kürzesten Weg Richtung Mittelstraße. Bei uns kamen nur gelegentlich welche vorbei. Dafür immer die Briefträgerin. Nach ihr hätte man die Uhr stellen können. Wenn ich sah, dass sie etwas eingeworfen hatte, war die Freude groß – und die Enttäuschung noch größer, wenn es bloß irgendeine Benachrichtigung oder die Stromrechnung war. Sollte sie sich allerdings, was selten vorkam, nur um fünf Minuten verspätet haben, erfuhr ich erst nach dem Essen, ob Mutter geschrieben hatte. Denn Punkt zwölf hatte ich gewaschen und gekämmt bei Tische zu sitzen und mit Großmutter das Tischgebet zu sprechen.

War es der Brief, mit dem sie gerechnet hatte, durfte ich ins kleine Zimmer humpeln, mich auf das Plüschsofa setzen und warten, bis Großmutter schließlich kam. Dann setzte sie ihre Brille auf und las mir vor. Was nicht für mich bestimmt war, ließ sie weg. Ich merkte es an den Pausen. Dieses Mal schien es viel gewesen zu sein. Fest davon überzeugt, dass Mutter hielt, was sie in ihrem vorigen Brief versprochen hatte, fragte ich noch einmal: »Na, wann denn nun? Das andere kannst du doch nachher lesen!« *Ein Flieger hat, weil die Flak ihn bedrängte und er sein Ziel nicht mehr erreichen konnte, seine ganze Bombenlast einfach über unserem Viertel abgeworfen. Was alles und in welchem Umfang Schaden genommen hat, läßt sich im Moment nicht sagen. Es sieht schlimm aus in der Wohnung, zum Glück gab es keinen Brand.* »Dem Herrgott sei's gedankt!«, seufzte Großmutter laut. »Arme Elli! War sie denn mit deinem Vater nicht schon genug gestraft? Nun auch noch das. Was wird wohl mit dem schönen Schlafzimmer sein? Und der vielen guten Wäsche? Wie soll sie die nur wieder sauber kriegen? Mein Gott, was für ein Unglück! Was sind das nur für Zeiten!« – »Und was ist mit Mutti?«, fragte ich ungeduldig. »Ach, das hab ich wohl weggelassen? Entschuldige! Deiner Mutter ist nichts passiert. Sie war nicht zu Hause.« – »Und wann kommt sie nun?« – »Ein dümmere Frage kannst du dir angesichts dieses Unglücks wohl nicht noch einfallen lassen! Von einem Beinahe-Schulkind erwarte ich eigentlich ein bisschen mehr Verstand.« Wenn ich sie nicht unterbrochen hätte, wäre mir längst bewusst, wie glücklich ich mich schätzen müsse, hier zu sein. Ich – glücklich? Sie las weiter: *Was für ein Glück, Bärbelchen! Du mußt einen Schutzengel haben. Wer sonst könnte mir geraten haben, Dich fortzuschicken von hier? Stell Dir vor! Die Bombe ist haargenau durch Dein Gitterbett gerast und dann weiter durch alle Etagen hindurch, bis sie auf der Kellerdecke, ohne zu explodieren, liegenblieb. Es hat nicht einmal Voralarm gegeben. Ich will mir gar nicht vorstellen, was geschehen wäre, wenn Du hier gewesen wärst.* Ich aber stellte es mir vor ... Nächtelang träumte ich von der Bombe und fragte mich, wie ich wohl mit aufgeschlitztem

Bauch aus meinem Gitterbett geklettert wäre, um Hilfe zu holen. Ich wusste doch, wie man als Kind seiner Mutti das Leben retten kann. Ein anderes Mal kam die Bombe an einem rosaroten Fallschirm ganz langsam auf mich zu, und ich fing sie auf. Sie war so leicht, dass ich sie nur mit den Fingerspitzen anzutippen brauchte, damit sie entschwebte. Zunächst ganz sacht durch die Wohnzimmertür hindurch, dann zum offenen Fenster hinaus und immer weiter und weiter, dorthin, wo all die anderen Tannenbäume, grüne und blaue, vom Himmel fielen und die Rotebühl-Kaserne hell erleuchteten. Als ich Großmutter am Morgen davon erzählte, rief sie umgehend Frau Dr. Ziep – ich läge mit Fieberfantasien danieder – und steckte mich wieder ins Bett. Die Ärztin kam und horchte mich ab. »Seien Sie unbesorgt, Frau Eichler! Die Träume haben zweifellos mit den Bruchschmerzen zu tun. Ihre Enkelin ist nicht nervenkrank.«

Gerade noch rechtzeitig zum Schulanfang kam Mutter. Als Geschenke für den großen Tag brachte sie mir eine Bleyle-Strickjacke, einen schwarzen Lederranzen und eine dazu passende Brottasche mit. »Da hast du ja wirklich mal Qualität ausgesucht, Elli«, wurde sie von Großmutter, die das Leder betastet und an ihm gerochen hatte, gelobt. »Feinstes Narbleder. Wunderbar leicht.« Die Möbel trafen per Frachtgut drei Tage später ein. Sie wurden gleich vom Bahnhof aus ins Nachbardorf gebracht, wo Großmutter eine Unterstellmöglichkeit angemietet hatte. Als ich mit ihr den Turm besichtigen war, hörte ich, dass wir bestimmt bald eine Wohnung bekommen würden. »Und wo soll das sein?«, fragte der Bauer ungläubig. »Na da draußen in Richtung Neuhaus. Dort soll doch gebaut werden.« – »Glauben Sie denn an das vielgerühmte DHW-Projekt?« – »Warum glauben? Ich weiß es«, erwiderte sie selbstsicher. »Die Pächter der vordersten Sparte haben ihre Gärten schon als Baugrund für die ersten Behelfsheime freigeben müssen.« – »Alles bloß Propaganda«, brummelte der Mann. »Was haben Sie gesagt?« – »Ach nichts.« Und zu mir: »Vergiss es!« – »Ich habe mit eigenen Ohren im Radio gehört«, fuhr Großmut-

ter fort, »dass diese Häuser für Bombengeschädigte sein sollen. Schon Ende des Monats können alle betroffenen Deutschen Anträge stellen.« – »Ich wollte Sie nur fragen«, kam der Mann auf seine Bemerkung zurück, »ob Sie sich, wenn Sie da draußen Land besitzen würden, nicht auch leichter erweichen lassen würden, es dem Gau für einen guten Zweck zu verkaufen als für einen undurchsichtigen Plan?« – »Also wissen Sie doch davon?!« – »Wer weiß das denn nicht?«, sagte er. »Morgen werden die nächsten Gärten beschlagnahmt. Man brauche eine große Fläche. Ich frage mich nur, warum!«

»Hast du eigentlich die Anmeldekarte schon?«, fragte Großmutter Mutter, kaum dass die Spediteure gegangen waren und alles so stand, dass wenigstens die Wäsche- und Kleiderkisten problemlos zugänglich waren. »Falls ja, dann gehörst du bestimmt zu den Ersten, die drankommen. Denn ewig wird das hier zu dritt nicht gehen.« – »Wir werden uns trotzdem gedulden müssen«, sagte Mutter, nahm eine Bluse aus dem Koffer und hängte sie in den Schlafzimmerschrank. Großmutter hatte ihr neben dem Fach, in dem einige von meinen Sachen lagen, ein kleines Wäschefach und die Hälfte der Kleiderstange freigeräumt. »Nur wisse, Elli! In diesem Schrank hat alles seine Ordnung. Ich bitte dich also ...« Besonders lieb ist sie ja nicht gerade zu ihr, dachte ich. Doch Mutti sagte nur seelenruhig: »Danke. Wir werden uns schon nicht ins Gehege kommen. Ich suche mir morgen nur noch das aus den Kisten raus, was ich fürs Erste brauche.« Kein Wunder, dass Mutter sehr bald Kontakt zu anderen Menschen suchte. »In der Frauenschaft«, erzählte sie eines Sonntags in Neuhaus, »haben sie mich so herzlich aufgenommen, als gehörte ich schon lange dazu. Ab nächstem Monat werde ich ordentliches Mitglied sein.«

Als wirkliche Person ihres Vertrauens hatte sie nur ihren Bruder Kurt. Sie liebte ihn sehr. Beide nutzten, wenn er auf dem Heimweg mit seinem Motorrad durch Rauscha kam, jede Gelegenheit, sich auf ein Vieraugengespräch zu treffen. Manchmal saßen sie dann sogar im ungeheizten großen Zimmer. Auch Jutta, die Tochter von Großmutterns Bruder Karl,

war ihr sympathisch. Jutta war eine moderne junge Frau, künstlerisch begabt, Modezeichnerin. Sie sei viel feinfühlicher als Ella und trotzdem selbstbewusst. Schon als Jugendliche sei sie nicht bereit gewesen, vor ihrer immer leicht überspannten Mutter zu kuschen. Als wir dort läuteten, um ihr und Tante Grete wenigstens guten Tag zu sagen, erfuhren wir, dass Jutta im Einsatz sei. »Wie? Im Einsatz? Jutta?« – »Ja, sie wird demnächst kaum noch zu Hause sein«, antwortete die Tante. »Sie hat sich dem Vaterland zur Verfügung gestellt. Die Spezialausbildung in Görlitz hat sie vor Kurzem abgeschlossen, und nun dient sie in der Luftwaffe als Nachrichtenhelferin. Dabei verdient sie ihr eigenes Geld und steht mit beiden Beinen im Leben.« Mutter sah sie verdutzt an. Die Tante fuhr fort: »Richtig fesch hat sie ausgesehen in ihrer Uniform, als sie sich letzte Woche verabschieden kam!« – »Glaubst du wirklich noch an den Sieg, Grete? Nach Stalingrad?«, fragte Mutter zurückhaltender, als ich sie kannte. »Denkst du etwa an eine Niederlage, Elli? Unvorstellbar! Auch kein Ende des Krieges um jeden Preis! Wo bleibt denn dein Ehrgefühl?« Zu Hause hatte Mutter mehrfach gesagt: »Sieg oder Niederlage – alles egal. Hauptsache Schluss! Möglichst schon morgen.« So etwas äußerte sie hier aber nicht. Sie stritten nicht weiter. Vielmehr sagte die Tante zum Schluss: »Du bist selbstverständlich, bis du alles geklärt hast, herzlich willkommen bei uns, Elli. Wenn du möchtest, kannst du auch gern in Juttas Zimmer schlafen.« Mutter lehnte das freundliche Angebot dankend ab. »Ich rechne fest damit«, sagte sie, »dass wir nicht lange bei Mutter leben müssen. Wichtiger ist mir zurzeit, mich erst einmal um Arbeit zu kümmern.«

Da ich das große Bett, in dem ich bisher geschlafen hatte, künftig Mutter überlassen sollte, wurde mein kriegsbeschädigtes Kinderbett in der Tischlerei Sobotta repariert und mit der übrig gebliebenen weißen Farbe da und dort nachlackiert. »Bis zum Umzug wird's schon gehen«, meinte Mutter. »Zieh einfach die Beine an!« Die anfänglich als Glücksmoment empfundene Wiederbegegnung mit meinem geliebten Bett wich schon bald der ernüchternden Einsicht, dass ich wohl doch

herausgewachsen war. Die Hochstimmung schlug in Qualen um. Ich wünschte mir nur noch eines: mich endlich wieder auszustrecken und mich räkeln, drehen und wälzen zu können und gut zu schlafen – ohne immerfort Alpträume zu haben und Schmerzen ertragen zu müssen. Doch leider trat das Gegenteil ein: Nachdem ich plötzlich hohes Fieber bekommen hatte und Frau Dr. Ziep gleich mehrere Male gekommen war, mich abgehört und abgeklopft und dazu ein bedenkliches Gesicht gemacht hatte, fühlte ich mich so, als hätte man mich in eine Folterkammer hineingezwungen, in der ich vermutlich sterben würde. »Hoffentlich behält das Kind, so schwach, wie es ist, am Ende nicht auch noch einen Herzschaden zurück!«, sagte sie leise zu Mutter. Wie sich herausstellte, hatte ich mich in der Schule angesteckt und brütete gleichzeitig Scharlach und Masern aus. Anfangs sogar tagsüber bei verdunkelten Fenstern. Alles zusammen – die reinste Hölle.

Als ich sie durchgestanden hatte, war mir so, als öffnete sich die Tür ins Paradies. Durch die Fenster kam wieder Licht herein. Zu essen bekam ich, was mir schmeckte. Ich musste nicht aufstehen, sondern sollte weiterschlafen. Und wenn ich ausgeschlafen hatte, durfte ich lesen. So lange, bis der Kopf weh tat. Und was ich nicht alles las! Zuerst nur »Bücher für kleine Mädchen«: *Unser Nesthäkchen*. *Nesthäkchen und ihre Puppe*. *Nesthäkchen wird erwachsen*. »Und die nächsten?«, fragte ich. »Die sind nur für große.« – »Ich bin nicht zu klein für sie«, bettelte ich, und Mutter hatte ein Einsehen. Also weiter: *Nesthäkchen fliegt aus dem Nest*. *Nesthäkchens Backfischzeit* und *Nesthäkchen im weißen Haar*. Als Nächstes kamen *Goldköpfchens Schulzeit*, *Der Trotzkopf* und *Goldköpfchens Brautzeit* dran. Oder war die Reihenfolge andersherum? Egal. Ich erinnere mich nur, wie Mutti lachte, als ich behauptete, eine Frau könne nur glücklich werden, wenn sie geheiratet wird. Ich fragte: »Willst du denn wirklich keinen neuen Mann?« Unermüdlich schleppte sie mir weiter alles herbei, was an Büchern aufzutreiben war. *Petrus Reise* zum Beispiel, ein andermal ein Trachtenbilderbuch. Harry besaß einige Bücher von Karl May;

die gefielen mir aber nicht. Auch wenn ich nicht alles verstand, las ich lieber den *Waldbauernbub* von Rosegger und andere Geschichten von Tieren und Bergen. Mein erstes eigenes Buch war *Der Struwelpeter*. (Ganz neu noch, aber zu schwer für die Reise, sollte er in Rauscha bleiben, als wir dort letztendlich doch keine neue Heimat fanden.)

Was ich in der Schule versäumt hatte, holte ich rasch auf. Lesen konnte ich ja. Rechnen übte Mutter mit mir. Es fiel mir nicht schwer. Nur mit dem Schreiben haperte es, und Mutter und Großmutter konnten mir nicht helfen. Sie beherrschten die deutsche Normalschrift nicht. Großmutter schrieb Sütterlin und Mutter eine lateinisch-deutsche Mischmaschschrift. »Das schaffe ich ohne euch«, sagte ich, fest von mir selbst überzeugt, und übte auf der Schiefertafel. »Wir benutzen aber jetzt eine andere Tafel«, sagte Fräulein Büttner und zeigte sie mir. »Darauf schreibt es sich leichter.« Obgleich ich auch auf der neuen Tafel hieroglyphenähnliche Gebilde fabrizierte, schimpfte sie nicht, sondern ermutigte mich und lobte meinen Fleiß. Was die Schönschrift angehe, sollte ich mir meine Banknachbarin zum Vorbild nehmen. »Vielleicht übt sie mit dir sogar.« Sie hieß Gudrun Renschke und bekam nur Einsen. Wir hatten den gleichen Schulweg. Morgens klingelte ich manchmal bei ihr und wartete, bis sie herunterkam. Manchmal kam gleich noch ihre Schwester mit. »Was hältst du davon, wenn wir gemeinsam Schularbeiten machen?«, fragte sie mich eines Tages auf dem Heimweg. Ich war begeistert. »Wenn du darfst, kannst du gleich nach dem Essen zu uns kommen. Meine Mutter hat bestimmt nichts dagegen.« (An diesem Tag begann nicht nur eine wunderbare Schulfreundschaft, die mich nach und nach meinen Schmerz über den Verlust von Sara vergessen ließ, sondern gleichzeitig eine herzliche Verbindung zwischen zwei völlig verschiedenartigen Familien, die alle Zeiten und alle Stürme des Krieges und der Nachkriegszeit überdauern sollte.)

Obgleich ich insgeheim ein wenig neidisch auf Gudrun war – sie hatte noch zwei große Schwestern und einen kleineren

Bruder, viele Bücher und außerdem Vater und Mutter, dazu eine große, helle Wohnung, in der es zwei Kinderzimmer gab –, verstanden wir uns wie Geschwister. Ein Herz und eine Seele. Da jetzt Mutti entschied und nicht mehr Großmutter, war ich fast jeden Tag bei Renschkes. Wir lernten gemeinsam, spielten gemeinsam, lachten gemeinsam und hingen zusammen wie Pech und Schwefel. Ich fühlte mich so, als gehörte ich bei Renschkes dazu. Als ihr Vater hörte, dass meine Mutter Arbeit suchte, fragte er mich, welchen Beruf sie denn habe. »Ob das, was sie kann, alles Berufe sind, weiß ich nicht«, antwortete ich. »Sie ist aber klug. Mein Opa wollte, dass sie klüger wird als die anderen Mädchen in ihrem Dorf. Deshalb hat er sie nach der Volksschule fortgeschickt. In ein Pensionat. Warum sie dort weg ist? Keine Ahnung. Ich glaube, weil sie jeden Tag zu einer Schneiderin in die Stadt fahren sollte. Mit dem Fahrrad. Jedenfalls kann sie nähen, rechnen, Schreibmaschine tippen, telefonieren und sogar so eine Schrift – ich hab vergessen, wie die heißt –, in der sie genauso schnell schreiben kann, wie ich spreche.« – »Du meinst sicher Stenografie?«, sagte Herr Renschke und schmunzelte. »Ja, genau die. So hat sie die genannt.«

Bärbels Mutter hatte es tatsächlich ihrem Vater zu verdanken, wenigstens von vielem etwas lernen zu dürfen. Sie besuchte zunächst eine evangelische Haushaltsschule, danach ging sie bei einer Schneiderin in die Lehre, und im dritten Jahr war sie Bürohilfskraft in einer Rechtsanwaltskanzlei, in der sie sogar das ABC der Buchhaltung erlernte. Alles, ohne je eine Prüfung abgelegt zu haben. Für eine höhere Bildung und den beurkundeten Berufsabschluss beider Kinder hätte das Geld ihrer Eltern nicht gereicht. Da sie jedoch davon träumte, irgendwann Erzieherin werden zu können, verließ sie, nachdem ihr Vater an Herzschlag verstorben und sie volljährig war, gegen den Willen ihrer Mutter das Haus und ging bei einer im Memelland ansässigen Fabrikantenfamilie in Stellung. In Szillen, wo das Privathaus stand, war sie das Mädchen für alles. In Stuttgart, wohin ihre Herrschaften dann übersiedelten und sie mitnahmen, stieg sie sehr bald zum Kindermädchen auf. Für

die weniger würdigen Arbeiten beschäftigten sie dort zwei Dienstmädchen. Sie habe nur noch gelegentlich einzuspringen gehabt, wenn für einen größeren Empfang mehr Silber als gewöhnlich zu putzen oder zusätzlich eine besonders versierte Servierkraft vonnöten war. Denn bald verkehrte in diesem Hause ein Teil der Stuttgarter High Society. Mit ihrem weißen Schürzchen und einem weißen Häubchen im schwarzen Haar habe sie toll ausgesehen und mehr als die anderen Hausangestellten die Blicke der hohen Herren auf sich gelenkt, erzählte sie später gern.

Herrn Littmann, in dessen Rauschaer Betrieb Herr Renschke Hauptbuchhalter war und eine Buchhaltungsgehilfin suchte, sei das Abschlusszeugnis jener berühmten Textilfabrikantenfamilie, das sie vorlegen konnte, Vertrauensbeweis genug gewesen. Von Herrn Renschke wisse er bereits, gab er ihr während des Vorstellungsgesprächs zu verstehen, dass sie eine gute Deutsche und selbstverständlich Mitglied der NS-Frauenschaft sei. In Stuttgart ausgebombt und leider geschieden, deshalb allein hier mit ihrem Kind – ein Mensch also, der der vollen Unterstützung seiner Volksgenossen bedürfe. »Ich gehe davon aus, Frau Reiter«, sagte er, »dass Sie Verständnis dafür haben, dass ich in diesem historischen Augenblick, den mitzugestalten ich die Ehre habe, für unsere Verwaltung nur auf vertrauenswürdige Personen rekurrieren kann und deshalb Informationen über Sie eingeholt habe. Ich freue mich sehr, Sie als eine solche bei uns begrüßen zu dürfen.« Der Vertrag wurde umgehend unterzeichnet. So saß sie fortan als Angestellte der kriegswichtigen *Furnierfabrik und Sägewerke Max Littmann Görlitz*, Betriebsteil Rauscha, dem Vater von Bärbels Freundin Gudrun im gleichen Büro am gleichen Schreibtisch gegenüber und war übergücklich über den gelungenen Start in ein neues Leben. Es fehlte nur noch die eigene Wohnung.

Das Werk, das bisher vornehmlich Furniere für die Möbelindustrie hergestellt hatte, war gerade dabei, durch die Umstellung auf die Propellerproduktion zu einem national bedeutenden, direkt dem Luftfahrtministerium unterstellten Zulieferer

für die Rüstungsindustrie aufzusteigen. Man könne sich also noch lange, sagte Herr Renschke, nicht nur der weiteren Zuführung lohngünstiger Hilfsarbeiter, sondern auch einer großzügigen finanziellen Unterstützung vonseiten des Reichs für Kader und Angestellte sicher sein. »Denn der Weg bis zum Endsieg scheint doch« – so habe er sich mit einiger Vorsicht ausgedrückt – »etwas länger, als man es uns glauben macht.« Und mit leicht ironischem Unterton habe er hinzugefügt: »Der Krieg wird auch noch die letzte deutsche Frau mit Arbeit versorgen. Der Führer setzt ja nun offensichtlich voll und ganz auf das Hinterland und die deutsche Luftwaffe. Soviel ich weiß, steht auch bei uns schon wieder eine Kapazitätserweiterung an. Herr Littmann klagt nur darüber, dass die Unterbringung der Fremdarbeiter hier in der Nähe noch nicht unter Dach und Fach ist. Deshalb sieht er sich immer noch gezwungen, unsere Platzarbeiter täglich von weither antransportieren zu lassen. Er liegt mit der Gemeinde tüchtig im Clinch. Obgleich das alles kein Geheimnis ist, bitte ich Sie trotzdem, liebe Frau Kollegin, die Sie mir vom Himmel zugefallen scheinen, nicht darüber zu sprechen. Denn sonst ... Na, Sie wissen ja.«

Eines Nachmittags – ich stand im Korridor und reichte Großmutter Blaubeergläser zu, die sie abgestaubt hatte und wieder auf den Schrank zurückstellen wollte – kam Mutter in seltener Ausgelassenheit zur Tür hereingestürmt. Sie strahlte vor Freude und fing, kaum dass sie die Tür hinter sich zugemacht hatte, wie ein Wasserfall zu reden an: »Stellt euch vor, ihr beiden! Dort oben, gleich neben den Gleisen, kurz vor Littmanns, hat heute der Bau des ersten Behelfsheims begonnen. Großartig, nicht wahr?« – »Wollen wir nicht lieber ins Zimmer gehen, Elli, ehe du weiter erzählst?«, versuchte Großmutter ihren Wortschwall zu unterbrechen. Doch sie redete ungebremst weiter: »Schon in der letzten Frauenschaftsversammlung hatten sie abermals über den Führererlass zur Versorgung der Luftkriegsbetroffenen gesprochen. Nun macht das Deutsche Wohnhilfswerk sogar hier ernst. Ich hatte euch nur noch nichts davon gesagt, weil noch nicht endgültig klar war, ob die

Gemeinde mitspielt. Nach dem Schild zu urteilen, das jetzt dort steht, hat die Bauhilfe der Deutschen Arbeitsfront den ersten Bauabschnitt übernommen. Und nun kommt das Schönste: Wir können, wenn es dann auch für uns so weit ist, sogar mit einer größeren finanziellen Hilfe durch die Firma rechnen. Was sagt ihr nun?»

Nichts sagten wir, aber ich träumte schon ... Wir werden also unsere Möbel aus dem Turm holen und sie in unser Behelfsheim stellen können. In eines der beiden Zimmer kommen die Schlafzimmermöbel, ins andere der Perser – ob er schon in der Reinigung war? –, das Wohnzimmerbuffet, der große Tisch und die Stühle. Dann kann ich mit Gudrun bei uns Schularbeiten machen und auch wieder Geburtstag feiern. Rings um das Haus herum wird es Blumen geben und eine Schaukel für mich, wenn der Platz reicht. Und wenn ich dann in die Lehre gehe, ist der Krieg schon lange aus. Vielleicht habe ich dann schon einen Freund, den ich Mutti zeigen will. Er darf bestimmt mit zu uns in die Wohnung. Und wenn schönes Wetter ist, fahren wir alle gemeinsam nach Neuhaus und sammeln auf dem Weg zu den Teichen Pilze. Ob ich mal mit auf den Hochsitz darf, will ich Onkel Kurt aber nicht erst fragen, wenn wir eingezogen sind oder wenn ich so groß bin wie Harry. Ich kann auch jetzt schon ganz stille sein. Mal sehen, ob ich's schon wage, wenn er auf Weihnachtsurlaub kommt.

Am ersten Feiertag – es ist noch finster – klingelt es aufgeregt an der Wohnungstür. Im Halbschlaf höre ich Mutter mit jemandem sprechen. Kurz danach fällt die Tür schon wieder ins Schloss. Vielleicht der Telegrammbote? Plötzlich ein fürchterlicher Schrei. Ein nachfolgendes Poltern reißt mich endgültig aus dem Schlaf. Ich klettere aus meinem Bett und sehe, als ich die Tür öffne, dass Großmutter am Boden liegt. Mutter kniet neben ihr und fühlt ihren Puls. »Erkälte dich nicht, Bärbel, zieh dir was über!« Ich tue, was sie sagt. Als ich zurück bin, hat sich Großmutter schon ein wenig aufgerichtet. Sie ist leichenblass und jammert zum Herzerweichen. Ich laufe in die Küche und hole ein Glas Wasser. Mutter nimmt es mir ab und sagt dabei

leise zu mir: »Onkel Kurt ist tot. Jutta war hier und hat uns die traurige Nachricht überbracht.«

Er sei sehr früh aufgestanden, um nach der Futterkrippe zu schauen, hörte ich im Laufe des Tages. Zum Frühstück wollte er zurück sein. Er kam aber nicht. Gegen Mittag hätten sie ihn gefunden. Ehe er gegangen war, habe er lange an Harrys Bett gestanden, ihn nur angeschaut und ihm schließlich die Hand auf den Kopf gelegt und etwas gemurmelt. »Seltsam, nicht wahr? Als hätte er gewusst, dass er nicht wiederkommt«, sagte Mutti. Großmutter fing erneut an zu weinen. »Als er gestern Vormittag draußen hupte und nicht mal reinkommen wollte – das hat er noch nie gemacht –, kam er mir auch schon so seltsam vor«, fuhr sie fort. »Du warst schon wieder reingegangen, Mutter, als er zu mir sagte: ›Wer weiß, ob wir uns am zweiten Feiertag wirklich sehen?‹ Ich kam nicht dazu, zu fragen, wie er das meint, denn er sprach rasch weiter. Hast du gehört«, fragte sie mich, »was er dann sagte?« – »Ja, alles. Ich hab doch neben dir gestanden, Mutti. ›Alles Gute, Schwesterchen!‹, hat er zu dir gesagt. ›Bleib tapfer! Der Krieg ist bald aus. Glaub es mir! Es wird alles wieder gut. Für euch alle.‹ Dann hat er dich umarmt. Mir hat er nur die Hand gegeben und ›Leb wohl!‹ gesagt. Er sah traurig aus, fand ich.« – »Dabei hatte er doch«, sagte Mutter, »den Globus für Harry mit, den sich der Junge so gewünscht hat. ›Hoffentlich nimmt der, bis ich in Neuhaus bin, da hinten auf dem Motorrad keinen Schaden!‹, rief er uns noch zu, als er schon angelassen hatte – und da fand ich, er hätte sich wieder gefangen.«

Für uns hatte er ein flaches Päckchen dagelassen. »Bitte erst unterm Tannenbaum öffnen!« Am Abend packte ich es aus. »Ein Bild! ... Das bin ja ich!«, rief ich und zeigte es hoch. »Vorsicht!«, mahnte Mutter, nahm's mir aus der Hand und stellte es unter den Weihnachtsbaum, sodass es auch Großmutter betrachten konnte. Sie war gerührt. »Was doch der Junge für Ideen hatte! Mein Gott! Das muss ja ein Vermögen gekostet haben. So war er immer. Ich glaube, selbst wenn er arm gewesen wäre wie eine Kirchenmaus, hätte er die letzten Groschen

zusammengekratzt, um anderen eine Freude zu machen. Schön ist's, wollte ich sagen. Wir werden es zu schätzen wissen.« Auf einer dabei liegenden Weihnachtskarte stand: »Ich habe es von einem französischen Kriegsgefangenen bei uns im Lager nach dem Foto-Flott-Bild, das ihr mir aus Stuttgart geschickt habt, anfertigen lassen. Er hat es auch selbst verglast und gerahmt. Hoffentlich gefällt es euch! Nochmals alle Liebe und Gute! Euer Kurt.«

»Eines davon«, hatte damals Mutter gesagt, als der Fotograf uns die Bilder zeigte, »schicken wir nach Neuhaus. Harry weiß doch sonst gar nicht, wie er sich seine Cousine vorstellen soll.« Zu Hause legte sie die drei nebeneinander vor mir auf den Tisch und sagte: »Komm, such eins aus! Auf welchem gefälltst du dir am besten?« Ich entschied mich prompt für das, auf dem deutlich zu sehen war, dass ich allein Friseur gespielt und mir versehentlich ein ganzes Haarbüschel über dem Ohrläppchen herausgeschnitten hatte. Selbst das hatte der Künstler originalgetreu übernommen. Eine Meisterarbeit! (Für Mutter wird dieses Bild das einzige verbliebene Andenken an ihren Bruder sein. Sie wird es samt Urkunden und Zeugnissen in einem braunen Lederköfferchen eingeschlossen halten, bis sie eines Tages endgültig in ihrem neuen Zuhause angekommen sein wird.)

Onkel Kurts Tod beschäftigte mich. Wie ist das, wenn man stirbt? Sie sagten nur, man sieht nichts mehr, es sei finster um einen herum, und es tut nicht weh. Aber vielleicht hört man was? Vielleicht denken die anderen nur, dass man tot sei. Und was ist mit Cora? Sie soll Hilfe geholt haben. Ob er gefroren hat, als er so lange im Winterwald lag? Ich traute mich nicht zu fragen. Auch nicht danach, warum Großmutter ihren Sohn nicht mehr sehen durfte und warum er nicht gleich begraben wurde. »Wir müssen uns gedulden«, bekam ich zur Antwort. Ich tröstete mich schließlich damit, dass er auf jeden Fall in den Himmel kommen würde, weil er bestimmt ein guter Mensch gewesen war. Harry hat vom ihm nie richtig Schläge, höchstens mal eine gewischt bekommen. »Als ich noch kleiner war«, hatte

er geschwärmt, »hat mich mein Papa oft auf die Entenjagd und einmal sogar auf den Hochsitz mitgenommen. Das war spannend, kann ich dir sagen. Aber kalt!« Auch zu mir war Onkel Kurt immer lieb gewesen. Wenn ich etwas wissen wollte, sagte er nie: »Dumme Frage«, so wie Großmutter manchmal. Es gebe gar keine dummen Fragen. Nur über seine Arbeit hat er geschwiegen. Darüber zu sprechen sei nicht erlaubt. Er war Unteroffizier und arbeitete der im Stalag*. Harry hatte mich aber beruhigt. »Er muss nicht schießen, auch wenn er Soldat ist«, erklärte er mir. »Ein Sanitäter ist ein Helfer. Die Pistole braucht mein Papa nur, wenn er vom Feind angegriffen wird. ›Das tun Kriegsgefangene nicht«, hat er gesagt. Also muss ich keine Angst um ihn haben. Er pflegt sie doch wieder gesund, wenn sie auf die Krankenstation kommen müssen, weil sie zu schwach sind, um arbeiten gehen zu dürfen.«

Die Tage bis zur Beerdigung zogen sich hin. Was mir in dieser Zeit so alles zu Gehör kam, war mehr, als ein Kind dieses Alter normalerweise verkraften kann. Der Tod des Försters war Ortsgespräch. Jeder wusste etwas, aber niemand schien Genaueres zu wissen. Mutter half Tante Ella, vor allem bei Dingen, die auch ein anderer übernehmen konnte. »Traurige Wege erledigen«, nannte sie das. Zum Pfarrer. Zum Gemeindeamt. Zum Friedhof. Mutter hatte zwischen den Feiertagen und Neujahr unbezahlten Urlaub genommen, weil Großmutter noch nicht stark genug war, um wieder allein auf die Straße zu gehen und mich zu versorgen. Deshalb war ich oft dabei und staunte nur. Weiter zu fragen wagte ich nicht. Als sie von Frau Dr. Ziep ins Sprechzimmer gerufen wurde, mussten Großmutter und ich draußen bleiben. »Ich rufe Sie anschließend herein, Frau Eichler«, sagte sie zu ihr und schloss die Tür. Ob sie Geheimnisse hatten?

»Ich kann einfach nicht glauben, was Ella denkt«, sagte Mutter wenig später zu Jutta. »Dabei hat sie doch selbst gesagt, Kurt sei ihr schon länger verändert vorgekommen. Etwa seit Herbstbeginn habe er kaum noch etwas aus seinem Arbeitsalltag erzählt. Und von sich aus schon gar nicht. Selbst

wenn sie allein gewesen seien, habe er auf manche Frage geradezu allergisch reagiert.« – »Und wie war er zu dir?«, fragte Jutta. »Dass er nicht mehr so war wie früher, kann ich bestätigen. Ich hatte aber den Eindruck, dass er froh war, wenn er sich aussprechen konnte.« – »Und worüber?« – »Schwer zu sagen. Er sprach mehr in Rätseln, als dass ich mir wirklich ein Bild von dem hätte machen können, was ihn bedrückte und was er sicher nicht sagen durfte. Dass es ihn quälte, verbarg er nicht. Von Ohnmacht sprach er. Aber von nichts Konkretem. Allenfalls die eine oder andere Andeutung. Ich spürte nur, dass er sich erleichtert fühlte, wenn sie heraus war. Also ließ ich ihn reden, auch wenn ich wusste, dass sofort wieder kam: ›Aber bitte behalt's für dich! Schwör es mir!‹ Also kann ich dir nicht sagen, was ich vermute. Außerdem bist du sicher Geheimnisträgerin und würdest vielleicht in Schwierigkeiten kommen, falls du zu viel weißt. Ich sage dir lieber meine persönliche Meinung: Ella hat nicht recht. Kurt wäre nie mit einem ungesicherten Gewehr auf den Hochsitz gestiegen. Er war ein viel zu erfahrener Förster.« – »Also vermutest du ...?« – »Ja. Eine Kurzschlussreaktion kann es aber nicht gewesen sein. Irgendetwas hat in ihm schon länger geschwelt. Nur was?« – »Warten wir den Abschlussbericht ab!«, sagte Jutta und verabschiedete sich. »Ich muss morgen früh schon um sieben in Liegnitz sein.«

Als gesichert galten schließlich die folgenden Tatsachen: Am 25. Dezember 1943 wurde der Förster und Sanitätsunteroffizier K.E. im Jagen 85 der Görlitzer Heide tot aufgefunden. Seine Witwe hatte, noch ehe sie mit der Vorbereitung des Feiertagsfrühstücks fertig war, erleben müssen, wie Cora, die treue Jagdhündin, allein und laut bellend am Gartentor erschien, draußen stehenblieb und sich, als sie sie einzulassen versuchte, weigerte, auf den Hof zu kommen. Immer wieder lief das verstörte Tier winselnd ein Stück weit in den Wald hinein und sofort wieder zurück zum Tor, bis sie seine Zeichen als Aufforderung verstand. Schließlich führte Cora sie auf dem kürzesten Wege zu ihrem Mann. Er lag mit zersplittertem Schädel, zwei

Meter vom Hochsitz entfernt, im Unterholz. Die Krempe seines Jägerhuts war durchschossen. Die Jagdflinte lag etwas weiter entfernt in den Blaubeerbüschchen. Das Gewehr müsse – so wurde der Hergang amtlicherseits rekonstruiert – beim Hinaufsteigen auf den Hochsitz, zumal es nur locker über die linke Schulter des Jägers gehängt und versehentlich nicht gesichert war, von allein losgegangen sein. Deshalb sei sein Hut durchlöchert und der Schädel zerrissen gewesen. Ein tragischer Unfall.

In Vorbereitung auf die Beerdigung wurde ich hilflose Zeugin eines für mich barbarischen Akts: Mutter durchschnitt mit ihrer Schneiderschere die weißen Bänder, mit denen sie die schönen großen roten Knöpfe an meinem dunkelblauen Wintermantel einst mühevoll befestigt hatte. Sie wurden durch schwarze ersetzt. Der Weg des Trauerzugs von Neuhaus zur Rauschaer Kirche führte an unserem Haus vorbei. Wir schlossen uns schweigend an. Oben auf dem Pferdewagen stand ein mit goldenen Beschlägen verzierter Sarg und obenauf zwischen den Blumen Cora, die leise winselte. In der Kirche wurde der Sarg vor den Altar gestellt, und die Trauernden legten davor ihre Blumen und Kränze ab. Ein großer Junge, den ich vom Schulhof her kannte, zündete riesige Kerzen an. Wir nahmen Platz, und der Pfarrer hielt eine lange Rede, in der sogar Harry vorkam. Nach der Orgelmusik nahmen die Männer in den schwarzen Mänteln und schwarzen Schuhen den Sarg wieder auf und trugen ihn bis in die Ecke des Kirchhofs, ganz hinten an der Mauer, die an unseren Schulhof grenzte. Sie gingen so langsam, dass ich über meine eigenen Füße stolperte.

Dann kam das Schrecklichste: Direkt vor mir wurde der Sarg so tief in eine Grube hinuntergelassen, dass man ihn nicht mehr sehen konnte. Im selben Moment begann Cora laut zu heulen und zog so stark an ihrer Leine, dass Tante Ella Mühe hatte, sie zurückzuhalten. Anschließend trat einer nach dem anderen – zuerst Tante Ella und Harry, dann Großmutter und Mutter – an die Grube heran und warf eine Handvoll Erde hinein. Dabei gab es jedes Mal ein dumpfes Geräusch; ich zuckte erschrocken zusammen. Ob Onkel Kurt das nicht doch noch hörte? Als ich

an der Reihe war, zog mir Oma aufgeregt meinen Handschuh von der rechten Hand, und ich spürte, dass die Erde gefroren war und sah, dass niemand Handschuhe trug. Am Ende war ich stolz, das ganze Vaterunser zu können. Erst nach dem Gebet durfte Harry seine Mütze wieder aufsetzen und musste den vielen Leuten, die ich nicht kannte, die Hand geben müssen.

Einige von ihnen kamen mit uns mit. »Ich bin Onkel Richard Graf«, sagte ein freundlicher älterer Mann, als wir schließlich im Korridor standen. »Und ich die Tante Mieke«, meinte die neben ihm stehende Frau. Ich gab beiden höflich die Hand, folgte Mutter ins große Zimmer und setzte mich dorthin, wo auf einem kleinen Papierschild *Bärbel* stand. Zwischen Mutter und Onkel Richard. Ich wunderte mich, dass er nicht Eichler hieß. »Opa und er sind zwar gemeinsam aufgewachsen«, flüsterte mir Mutter ins Ohr, als ich sie danach fragte, »sie sind aber keine richtigen Brüder. Mehr weiß ich auch nicht. Oma meint, sie seien wahrscheinlich Cousins.« Während ich die bunten Gläser bewunderte, die hinter den Tellern der Erwachsenen standen und die ich bisher nur in der Vitrine hatte bestaunen dürfen, bemerkte ich nicht, dass Mutter mir schon einen Kloß und Soße aufgegeben hatte und alle schweigend vor ihren Tellern saßen und auf Großmutter warteten. Endlich ... »Amen.« Die Gäste sprachen wieder, aber alle sehr leise. Kinder müssten an einem solchen Tag nicht nur leise reden, sondern schweigen, hatte mir Großmutter vor der Beerdigung eingeschärft. Weil Harry weinte und ich an Onkel Kurt denken musste, weinte ich auch. Da beugte sich Onkel Richard zu mir herunter, nahm ein gefaltetes Tuch aus seiner Hosentasche, tupfte mir die Tränen ab und sagte: »Komm, wein dich aus! Und wenn du dein Kompott aufgegessen hast, gehen wir beide nach nebenan und du zeigst mir deine Fibel. Kannst du schon lesen?« Er war wirklich nett.

Als ich während meiner Oberschulzeit die Sommerferien in Westdeutschland verbringen werde, sollte ich ihm zum zweiten und letzten Mal begegnen. Mutter hatte mir für die Rückfahrt von Stuttgart nach Frankenhausen eine Umwegkarte gelöst,

damit ich in Ludwigshafen Jutta und in Idstein Onkel Richard und Tante Mieke besuchen konnte. Onkel Richard freute sich riesig, mich wiederzusehen. Er schien in mir, Oskars Enkelin, sozusagen eine Abgesandte seiner Familie umarmen zu dürfen. »Schade nur, dass Frieda nicht kommen kann!« Er saß im Rollstuhl. Mit heiterer Gelassenheit ertrug er nicht nur sein eigenes Schicksal, sondern auch seine umtriebige, zickige Frau. Bedauerlicherweise fand ich kaum eine Gelegenheit für ein längeres persönliches Gespräch mit ihm. Denn Tante Mieke, für ihr Alter überaus rüstig, versuchte ständig dabei zu sein oder schleppte mich den lieben langen Tag irgendwohin. Sie setzte ihren ganzen Ehrgeiz darein, mir so viel wie möglich von ihrer neuen Heimat zu zeigen, ohne danach zu fragen, ob Onkel Richard sie brauchte. Sie schien halb Idstein zu kennen. Wohin wir auch kamen, immer grüßte sie Leute oder blieb stehen, um ein paar Worte mit jemandem zu wechseln und mich dabei als ihre Großnichte *von drüben* vorzustellen. Ich kam mir vor wie ein exotisches Vorzeigexemplar. Vielleicht hat das ehrwürdige Gemäuer ihrer Kirche, in die sie mich mit einem eigenen Schlüssel durch die Sakristeitür einließ, unter ihrem wasserfallähnlichen Redeschwall genauso gelitten wie ich. Dieser ergoss sich eine volle Stunde so laut über uns beide, dass ich den Eindruck hatte, die Orgelpfeifen tönnten mit. Wenngleich die Kunstgeschichtskennntnisse meiner Führerin von bewundernswerter Gelehrsamkeit zeugten, hätte es mich, statt ihrem Vortrag über Barockkirchen zu lauschen, mehr interessiert, was Onkel Richard über Großvaters Kindheit und seine Vorfahren zu erzählen wusste. Denn im Stammbuch brachen die Eintragungen zur Familie Eichler mit seinen Eltern ab.

Vor allem bewegte mich jenes mysteriöse *wahrscheinlich*, das die Verwandtschaftsbeziehung zwischen Großvater und Richard umwaberte. Ich hatte nur noch in Erfahrung bringen können, dass sie beide im gleichen Ort geboren waren, Richard ursprünglich aber Groszkiewicz hieß. Angesichts der Tatsache, dass auch Opa polnisch sprach und es in Schlesien polnische Namen zuhauf gab, stieß ich mich nicht daran. Umso mehr

wunderte mich, warum jemand, der in der Posener Gegend geboren wurde, nicht seinen polnischen Namen tragen wollte. Ich fragte Großmutter. »Aber er war doch Gerichtsvollzieher,« antwortete sie. »Ich weiß nur«, ergänzte sie nach einigem Überlegen, »dass er seinen Namen eindeutschen lassen hatte.« *Eindeutschen?* »Und seit wann hieß er Graf?« – »Das weiß ich nicht.« Sollte er etwa ein Nazi gewesen sein? Andererseits fürchtete ich, etwas zu erfahren, das ich nicht hören wollte. Er war mir doch von Anfang an so sympathisch gewesen! Ich dürfte nicht eher abreisen, sagte ich mir, bis ich ihn selbst gefragt und Klarheit darüber haben würde.

Doch als der alte Mann seinen Mittagsschlaf beendet hatte, drängte Tante Mieze schon wieder zum Aufbruch. Ihn ließ sie, ohne ihm wenigstens ein nettes Wort gesagt oder eine Tasse Kaffee bereitet zu haben, einfach allein in seinem Rollstuhl zurück. »Herr Pfarrer lässt sagen«, wandte sie sich an mich, »er würde sich freuen, dich kennenzulernen. Du bist herzlich zum Kaffee eingeladen. Wir haben unseren Damenkreis, der sich sonst immer donnerstags trifft, extra vorverlegt.« Der Begrüßung im Pfarrhaus entnahm ich, dass Tante Mieze so etwas wie die rechte Hand des Pfarrers war und sich die Frauen, die schon versammelt waren, heute nur für mich interessierten. Endlich hätten sie einmal Gelegenheit, »aus erster Hand« zu erfahren, wie man denn in der Ostzone überhaupt leben konnte. »Langen Sie nur zu, Fräuleinchen! Nicht so schüchtern!« Die Torte schmeckte wirklich gut. Ich bediente mich zwar schon das zweite Mal, suchte aber nach dem kleinsten Stück. Denn als ich bei Jutta auf der Waage stand, war ich erschrocken gewesen, wie viel ich bei meiner Rundreise schon zugelegt hatte. Bei Kuhns Sahne. Bei ihren Freunden Sahne. In Ludwigshafen Sahne. »Aber doch nicht etwa ohne Sahne!«, hörte ich. Und schon stand die Schüssel vor mir. »Nehmen Sie nur eine richtige Portion! Bei Ihnen gibt's doch sicher keine Schlagsahne. Stimmt's?« Mein *O doch!* und der Rest der Antwort gingen unter, weil sich der Pfarrer in der schnatternden Runde kaum Gehör verschaffen konnte. Zu meiner Freude stellte er mir

andere Fragen: Zur Schule. Zu Mutters Tätigkeit. Zu meinem Berufswunsch. Zu Politik nicht direkt. Kaum dass es in dem Gespräch eine Pause gab, wollten sich die Damen schon wieder vergewissern, ob wir wirklich keinen Hunger litten. Also erzählte ich von unserem Alltag. Locker, ehrlich und so ausführlich, wie sie es wünschten. Als mich dann eine von ihnen trotzdem noch als *armes Kind aus der Zone* bezeichnete, fühlte ich mich nicht nur missverstanden, sondern war tief beleidigt.

Wir hätten uns niemals arm genannt, Mutter und ich. Nicht einmal Großmutter. Sie jammerte zwar immer noch über den Verlust ihrer Heimat und ihrer, wie sie sich auszudrücken pflegte, »fünf Gebett Betten«, mit denen man ihr genommen habe, was sich ihre Eltern für sie von Munde abgespart hätten, und beklagte die Gier und Gottlosigkeit »in diesen modernen Zeiten«. Die Behauptung, arm zu sein, wäre ihr aber nie über die Lippen gekommen. Mit ihrer Rente war sie zufrieden.

Als wir gerade aufbrechen wollten, kam unerwartet Heinz, Graf's Sohn. »Ich will dir nur rasch noch guten Tag sagen und eine gute Heimfahrt wünschen«, begrüßte er mich. »Muss leider gleich wieder weg. Der Dienst ruft.« Er war Richter in Karlsruhe. Ich kannte ihn nur vom Hörensagen, aber in meinem Kopf gab es ein vorgefertigtes Bild von ihm: Groß. Klug. Liebenswert. Allzeit hilfsbereit. Obgleich er zehn Jahre jünger war als Mutter, waren sie einander mehr zugetan gewesen, als es sich unter Verwandten geziemte. Nach dem Krieg hatte er ihr einen großen Dienst erwiesen: Er stellte umfangreiche Nachforschungen nach dem Aufenthaltsort meines Vaters an und fand ihn am Ende tatsächlich. Mutter träumte schon von der ihr alsbald widerfahrenden Gerechtigkeit und einer nicht unbeträchtlichen Summe Geldes. Stellvertretend für sie klagte er auf Nachzahlung. Doch vergebens. Mein Vater leistete einen Offenbarungseid.

Die Erzählerin entschuldigt sich, ihre Leser in die Zukunft mitgenommen zu haben, und verspricht, ab gleich wieder dorthin zurückzukehren, wo Bärbel, ein Kind noch, zum ersten Mal auf den Knien ihres Onkels Richard gesessen hatte, der wahr-

scheinlich nur ein Cousin ihres Großvaters war, aber so lieb zu ihr wie noch nie ein fremder Mann; der ihr half, über ihre Traurigkeit hinwegzukommen; der die Probleme verstand, die sie mit Großmutter hatte; der es schaffte, sie von ihrem Schmerz über den Tod ihres richtigen Onkels abzulenken, indem er sich ihre Schreibversuche zeigen ließ und sie dafür lobte. Das alles hatte so gut getan. Damals. In Rauscha. An jenem trüben Wintertag.

Der Winter war lang und schneereich. Aber es gab keinen ernstzunehmenden Berg, auf dem der Schlitten so richtig in Fahrt gekommen wäre – anders als zu Hause im Kräherwald. Das Rodeln mit Gudrun vom Damm hinunter auf die Baustelle zu machte trotzdem Spaß. Zu Hause war es auch nicht mehr so öd wie im vorigen Winter, weil Mutti bei uns war. Traurig nur, dass sie seltener Zeit für mich hatte als in Stuttgart. Denn sie stand früh im Dunkeln auf und kam erst zurück, wenn schon wieder Licht in der Küche brannte. Nur am Sonntag hatte sie frei. Vormittags durfte ich in der Küche beim Waschen helfen. Ich stand auf einer Fußbank und schrubbte mit einer Wurzelbürste auf einem hölzernen Rubbelbrett meine Taschentücher. »Großen Washtag machen wir erst«, sagte sie, »wenn die Pumpe wieder ausgepackt ist und die Wäsche auf der Leine nicht mehr anfriert.« Am Nachmittag saßen wir alle zusammen im kleinen Zimmer. Während Großmutter stopfte, spielte Mutter mit mir *Mensch ärgere dich nicht*. »Du musst verlieren lernen, mein Schätzchen«, sagte sie. »Das ist etwas sehr Wichtiges für dein Leben.« – »Ich kann es doch schon«, protestierte ich. Jedenfalls viel besser als Peter. Der hat bei Gudruns Geburtstag voriges Jahr nur geheult, wenn er verloren hat. Und sogar getrampelt.«

Vor dem Abendessen wurde nach wie vor der Volksempfänger eingeschaltet, um gemeinsam Nachrichten zu hören: *Neue Angriffe der Sowjets abgewiesen ...* »Na, da geht's wohl doch nicht mehr immer nur vorwärts?«, sagte Mutter. »Grete sagt aber das Gegenteil«, wandte Großmutter ein. *Mit Bordwaffen bolschewistische Truppentransporte zum Stehen gebracht,*

lautete die nächste Meldung. Als die Nachrichten zu Ende waren, sagte Mutti zu Großmutter: »Grete solltest du nicht alles glauben. Bis sie eingesteht, dass deutsche Truppen zum *Rückzug* gezwungen sind, stehen die Russen bestimmt schon kurz vor Rauscha.« Das war Großmutter dann doch zu viel. Sie unterließ ihre Kommentare und seufzte nur: »Irgendwie wird schon alles irgendwann sein Ende haben. Hoffentlich bald!« Darin waren sie sich einig.

Als der Schnee taute und die Schneeglöckchen im Vorgärtchen weiße Knospen zeigten, ging es Großmutter zusehends besser. »Der Mensch blüht mit der Natur wieder auf«, meinte sie. »Im Winter geht's dann wieder bergab.« Sie ging nicht mehr so oft zu Frau Dr. Ziep und ließ mich seit Kurzem, wenn Mutti zur Arbeit war, sogar allein einkaufen gehen. »Nur verlier um Himmels willen die Lebensmittelmarken nicht!« Die Vollmilchmarken sparten wir meist ein paar Tage auf, damit sich der Weg lohnte. Ich trank trotzdem lieber Magermilch. Beim Fleischer kaufte Großmutter selber ein. Sie müsse mit eigenen Augen sehen, was sie einholte. Einem Kind drehe man viel zu leicht irgendwas an. Manchmal begleitete ich sie trotzdem, auch wenn unsere Metzgersfrau in der Lerchenstraße viel netter zu Kindern war. Dafür sagte hier der Bäckermeister immer *Fräuleinchen* zu mir.

Eines Nachmittags – ich kam von Renschkes – sehe ich, als ich um die Ecke biege, wie eine Frau in Langschäftern aus unserem Haus kommt, sich auf ein Herrenrad schwingt und wegfährt. »Hast recht. Tante Ella war hier«, bestätigt mir Großmutter. Sie sieht mitgenommen aus. »Ist dir nicht gut, Oma?« Im selben Moment schließt Mutter die Tür auf, und ich erfahre den Grund: »Stell dir vor, Elli! Heute Morgen – Ella kommt gerade vom Füttern aus dem Hühnerstall und will ins Haus – sieht sie, wie jemand hinter der Scheune verschwindet. ›Wer da?‹ Keine Antwort. Nur ein Schatten. Er bewegt sich. Hat Hosen an. Also ein Mann. Und sie ganz allein. Couragiert wie sie ist, die Ella, rennt sie ins Haus, schließt von innen ab, nimmt eine Flinte aus dem Schrank, lädt sie, geht wieder raus und

schleicht sich mit vorgehaltenem Gewehr ums Haus herum, sieht ihn wieder und ruft: ›Halt! Stehen bleiben! Hände hoch!‹ Und du wirst's nicht glauben: Er kommt hinter der Hecke hervor und geht ganz langsam auf sie zu. Eine total verdrehte Kreatur, völlig verstört. Und mit erhobenen Händen fleht er sie an: ›Nicht schießen, Frau! Nicht schießen!‹ Ihr verschlägt's die Sprache. Um Himmels willen! Ein Russe! Sie muss handeln. Kurzenschlossen schwingt sie sich aufs Rad und treibt den Halunken, in einer Hand die Flinte, die andere am Lenker, todesmutig vor sich her – ›dawai, dawai!‹ –, die ganze Strecke so, von Neuhaus bis Rauscha und dann zur Polizei. Dort habe man sie eine vorbildliche Deutsche genannt und ihr für die ordnungsgemäße Übergabe ein großes Lob ausgesprochen. Sie war ganz stolz, dass sie als Frau ihren Mann gestanden hat. Waghalsig, nicht wahr? Eben eine richtige Berlinerin.« Mutter schweigt. Schaut mich an, dann wieder Großmutter, und fragt schließlich: »Wäre es nicht mutiger gewesen, ihn laufen zu lassen? Oder ihm ein Stück Brot zu geben? Vielleicht hätte sie einem armen Tropf aus Neuhammer das Leben gerettet.«

Irgendwann im Frühsommer bekam Mutter einen Brief von ihrer Jugendfreundin aus Ostpreußen. »Lenchen fürchtet Schlimmes«, sagte sie zu Großmutter. »Man erzählt sich da oben, die Russen seien gar nicht mehr weit. Ähnliches habe ich gerade erst über die Lage im Süden gehört. Frau Maltritz, die ich daraufhin direkt angesprochen und gefragt habe, ob sie das Gerücht in Umlauf gebracht hat, bestätigte meine Vermutung. ›Ja, die Nachricht«, sagte sie. ›Ein Gerücht ist es nicht. Es stimmt.‹ Sie wisse es von einer Verwandten in Bessarabien, die nicht raus musste, weil sie Halbrumänin ist.« Bessarabien? Rumänin? Ich verstand nichts von dem, wovon sie sprachen. Das, was Großmutter am nächsten Tag in der Sprechstunde aufgeschnappt hatte und nun Mutter erzählte, verstand ich schon eher: »Irgendwelche Leute – es sollen aber nicht die Russen und auch keine Kommunisten gewesen sein, sondern deutsche Soldaten! – sollen versucht haben, den Führer zu ermorden. Weißt du was davon?« Meine Mutter verneinte. In der Wochen-

schau, die vor dem Film über den kleinen Igel lief, war von einem Anschlag auf den Führer keine Rede. Ich sah vielmehr brennende Schiffe, die von deutschen Truppen versenkt worden waren, deutsche Soldaten, die tapfer kämpften, und russische Flugzeuge, die von deutschen Jägern abgeschossen wurden. Mutter, die in der Abendvorführung die gleiche Wochenschau sah, sagte: »Richtig behalten hast du alles. Aber ob die Wochenschau wirklich alles meldet, weiß ich nicht.« Sie verwendete ein Wort, mit dem ich nichts anfangen konnte: Propaganda. Für mich hatte die Musik jedenfalls genauso kämpferisch und optimistisch geklungen wie die im Radio. Dennoch beschäftigte mich die Wochenschau. Ich versuchte, mir immer wieder vorzustellen, was aus den Menschen geworden sein mochte, die in den brennenden Fliegern saßen, wenn sie abstürzten. Der Sprecher sagte, einer der deutschen Piloten, dessen Flieger auch beschossen wurde, hätte sogar, als er schon schwer verwundet war, ganz allein noch ein feindliches Flugzeug vernichtet; er nannte ihn einen Helden. Bloß gut, dass er gefunden worden war! Doch was war mit denen, die sich nicht retten konnten oder keinen Fallschirm hatten? Die Bilder verfolgten mich. Dabei war mir egal, ob die Menschen, die starben, Russen oder Deutsche waren. Vor meinen Augen hatten alle nur ein Gesicht – das von Onkel Kurt. Es gab aber auch gute Geschichten in der Wochenschau: Ein kleiner Junge, kaum älter als ich, wurde auch als Held gefeiert. Weil er schon reiten konnte, durfte er mit einem Pferd, ganz allein, irgendwem eine wichtige Nachricht überbringen. Er habe dadurch deutschen Soldaten das Leben gerettet, hatte es geheißen. Da er heil zurückgekommen war, machte ich mir um ihn keine Sorgen.

Endlich August. Ich hatte nichts anderes mehr im Kopf als die geplante Ferienreise. Mutter hatte mir schon lange versprochen, mit mir nach Schönwald zu fahren, wenn ich in der Schule alles aufgeholt und gute Zensuren habe. Mutter und ich allein! »Weit weg, bis hinter Breslau. Fast bis an die ehemalige polnische Grenze«, erklärte sie mir. Sie nannte Groß Schönwald ihre Heimat, weil dort ihre Freunde lebten und weil das Dorf

wie eine große Familie gewesen sei. Solange ihr Vater noch lebte, habe sie dort die schönste Zeit ihrer Jugend gehabt. Sie durfte ihren Vater in den Wald begleiten und beim Holzeinschlag mitarbeiten. Vor allem konnte sie mit den Arbeitern Polnisch sprechen. Für das Abbalgen von Iltissen bekam sie eine Belohnung. Ein paar Groschen. Großmutter habe das ungern gemacht, weil Iltisse gottsjämmerlich stinken. Dass sie so oft bei Krauses war, habe Großmutter aber gar nicht gern gesehen – wegen der bäuerlichen Manieren, die abfärben könnten. Als wir bei unserem ersten Spaziergang im Dorf an Krauses Hof vorüberkamen, erzählte sie wieder einmal davon: »Weißt du, hier war einfach alles anders. Hier schimpfte niemand, wenn man kleckerte, hier wurden die Kinder nicht ermahnt, wenn sie bei Tisch den Ellenbogen aufstützten, und alle aßen, wenn es ihnen schmeckte, und aßen nicht, wenn sie keinen Hunger hatten. Der Topf mit der Žursuppe stand mitten auf dem gescheuerten Tisch, die frischen Brotranften lagen daneben, und jeder löffelte aus dem Topf. So viel, wie er wollte. Mindestens zehn Personen saßen dort um den Tisch.« Zu Hause habe sie ziemlich oft Magendrücken oder irgendetwas anderes vorgetauscht, weil sie ja eigentlich satt vom Žurek war, aber nicht sagen mochte, dass sie schon gegessen hatte. Der alte Bauer lebte inzwischen nicht mehr. Den Hof hätte der älteste Sohn übernommen. Als wir vorübergingen, erkannte er Mutter und bat uns herein. Im Unterschied zu dem, was ich mir nach Großmutter Erzählungen immer vorgestellt hatte, war es überall pieksauber. Weder er noch seine Frau oder die anderen Leute, die mit am Kaffeetisch saßen, lümmelten herum, und die Tassen und Teller standen auf einer weißen Wachstuchdecke.

Wir wohnten bei Bittners. Herr Bittner muss sehr angesehen gewesen sein im Dorf, denn als wir mit ihm zum Schloss hintergingen, grüßten ihn die Leute mit »Guten Tag, Herr Kantor«, und er nahm vor jedem aufs Neue, immer nur mit den ersten drei Fingern seiner rechten Hand, kurz seinen Hut vom Kopf, grüßte zurück und setzte ihn genauso elegant wieder auf. Wie ulkig! Er trug einen Hut, obgleich Sommer war. Mutter

erklärte, Panamahüte seien gut gegen die Sonne. »Zu meiner Zeit war er gleichzeitig unser Lehrer«, sagte Mutter. Sein Haus, außer dem Schloss das schönste Wohnhaus und nach Krauses Hof das drittgrößte im ganzen Dorf, stand an einem flach auslaufenden Hang. Die Gartenpforte war oben an der Straße, und von dort aus führte ein Kiesweg schnurgerade direkt bis zur Hauseingangstür. Rechts und links dieses langen Weges standen, aufgereiht wie die Zinnsoldaten, von der Straße bis dicht ans Haus heran Stachelbeerbäume voll reifer Früchte, große dunkelrote und kleinere gelbe. Ich durfte davon essen, so oft und so viele wie ich wollte, und fühlte mich wie in Neuhaus.

Aufregend, wenn auch nicht ganz so schön, weil mir das Mittagessen nicht schmeckte, war die Dorfhochzeit beim Fleischermeister, zu der wir eingeladen waren. Die Braut, der Bräutigam und ein Teil der Hochzeitsgesellschaft kamen in geschmückten Kutschen aus Festenberg zurück. Schönwald hatte keine eigene Kirche, aber einen Friedhof, auf dem Opa begraben lag. Die anderen Gäste standen Spalier für den Hochzeitszug. Man hatte ihn schon von Weitem gehört; denn die Pferde trugen nicht nur silbernen Federschmuck auf dem Kopf, sondern jedes noch ein besonderes Glockengeläut. Als die Brautleute ausgestiegen waren, schlossen sich ihnen alle anderen an, und es ging in einen großen Festsaal mit langen eingedeckten und mit Blumenranken geschmückten Tischen. Mit Herrn Piotrowski, der neben uns saß, sprach Mutter Polnisch.

Du meine Güte! Wie sollte man denn von so vielen Tellern und Tellerchen mit so vielen Löffeln, Messern und Gabeln essen? Und aus mehreren Gläsern trinken? »Und was ist das?«, fragte ich Mutter und zeigte auf das seltsame Ding, das rechts neben ihrem Teller lag. Das meine hatte ich gedreht und gewendet und befühlt und ratlos wieder hingelegt. »Ist das auch Kristall?« – »Ja. Das ist ein Messerbänkchen«, sagte sie. »Und wozu soll das gut sein?« – »Darauf legt man das Messer ab, wenn man es gerade nicht braucht, aber schon benutzt hat. Auf diese Weise schont man das Tischtuch und muss nicht so oft

Wäsche waschen.« Dann begann das Festmahl. Unglaublich! Es war doch Krieg! Gab es hier andere Lebensmittelmarken? »Langt zu, langt zu!«, wurden wir immer wieder ermahnt. »Ich mag kein Fleisch«, sagte ich. »Hab keinen Hunger.« – »Hammelbraten mit Sahnesoße ist aber etwas besonders Gutes zu schlesischen Klößen.« Nach dem ersten Happen schüttelte ich mich. »Ih, das schmeckt nicht«, platzte ich los, so laut, dass es die Tischnachbarn hören mussten. »Benimm dich! So was sagt man nicht. Selbst wenn es einem gar nicht schmeckt, muss man wenigstens ein klein bisschen kosten. Anstandshalber.« Die vielen Kuchen und Torten, die es anschließend gab, entschädigten mich für die Qualen, die ich beim Kosten des Bratens mit dieser Ziegensahnesoße durchlitten hatte.

Die meisten Männer trugen schwarze Anzüge und weiße Hemden. Sogar zwei kleine Jungs. Die Frauen hatten alle lange Kleider an, meist in Rosa, Hellgrün und Blau – außer der Braut natürlich. Für meine Hochzeit, beschloss ich, werde ich mir aber eine noch längere Schleppe nähen lassen. Die Jacke, die der Bräutigam trug, sah lustig aus. Sie hatte hinten zwei Schwänze. Und als er Platz nahm, hob er sie hoch und ließ sie rechts und links herunterbaumeln. Das Mädchen, das sich mir gegenüber setzte, hatte dunkelrote Lackschuhe an. So schick waren meine neuen Schuhe nicht. Aber man sah sie ohnehin kaum. Dafür hatte ich das hübschere Kleid. Es war eierschalenfarben und hatte Puffärmel. Die Passe und zwei kleine Taschen auf dem Vorderteil hatte Mutti in Stielstich mit Streublümchen bestickt. (Es ist auf einem Foto von mir und Mutter verewigt, das acht Monate später ein Tetschener Fotograf genau in dem Augenblick aufnehmen sollte, als eine Bombe, ohne dass es Voralarm gab, ganz in unserer Nähe explodierte.)

Nach dem Essen wurde gesungen und ... »Schunkeln heißt das«, hatte mir Mutter ins Ohr geflüstert. Die Lieder kannte ich nicht. »Musst du auch nicht, das sind Trinklieder«, sagte sie. Dazwischen stand immer mal wieder jemand auf und hielt eine Rede. Wenn er fertig war, riefen die anderen meist: »Hoch! Hoch!« und sahen zum Brautpaar hin, oder sie lachten und

klatschten. Nach einer längeren Pause begann eine Frau, ein trauriges Lied zu singen. Alle kannten es, sogar die Kinder. Nur ich nicht. Es klang wunderschön. »Das ist unser schlesisches Heimatlied«, erklärte mir Frau Piotrowski. »Wo es gesungen wird, sind wir zu Hause.« Mutter sang aus voller Kehle mit. Nach dem Abendessen wurde getanzt. Das Brautpaar eröffnete. Die anderen standen im Kreis herum und klatschten in die Hände. Erst als der Bräutigam schon mehrmals ein Zeichen gegeben hatte, schlossen sie sich ihnen an und tanzten auch. Immer ein Mann und eine Frau. Sie drehten sich und wirbelten durch den Saal, freuten sich ihres Lebens und schienen glücklich und zufrieden in der schönsten ihrer schönen Welten, und niemand sprach vom Krieg.

Zur gleichen Stunde, nur reichlich dreihundert Kilometer von dieser fröhlichen Hochzeitsfeier entfernt, geradenwegs Richtung Osten, durchlebten Menschen in ihrer in Flammen stehenden Stadt die irdische Hölle und starben für die Befreiung ihrer Heimat von den deutschen Besatzern. Allein an diesem einen Tag, an dem wir sangen und feierten, erschossen Angehörige der SS-Sturmbrigade Dirlwanger im Warschauer Stadtteil Wola wahllos zehntausend Zivilisten – zur Abschreckung der polnischen Aufständischen. Niemand wurde verschont. Die Truppe drang auch in die Krankenhäuser in der ulica Płocka und der ulica Leszno ein und tötete mehr als tausend hilflose, unschuldige Menschen. Kranke genauso wie das Pflegepersonal. Die Zahlen der Opfer schwanken. Niemand wird je exakt ermitteln können, wie viele starben. Sicher ist nur: Die Altstadt von Warschau existierte danach nicht mehr. Von all dem ahnte die Hochzeitsgesellschaft in Schönwald nichts. Und Mutter und ich genossen in der gerade wiedergefundenen Gemeinschaft ihrer alten Heimat einen der schönsten Tage unseres kurzen Sommerurlaubs.

Das neue Schuljahr begann mit einem Appell. Als wir angetreten waren, betrat Herr Deutsch das Podest. »Heil Hitler!« – »Heil Hitler, Herr Rektor!« Ich stand in der zweiten Reihe, hielt meinen rechten Arm stramm nach vorn gestreckt,

verfolgte andächtig das Hissen der roten Fahne mit dem Hakenkreuz im weißen Kreis und sang laut und deutlich mit: *Die Fahne hoch, / Die Reihen fest geschlossen. / SA marschier / Mit festem Schritt und Tritt.* (Den Text konnte ich zwar, verstand allerdings nicht, warum Sterben »höchste Ehr« sein sollte. Deshalb summite ich diese Strophe nur.) Nach dem Lied hielt der Rektor eine flammende Rede. »Denkt an unsere tapferen Soldaten an der Front, die sich Tag für Tag unter Einsatz ihres Lebens dem Bolschewismus entgegenstellen und bis zum letzten Blutstropfen die deutsche Ehre verteidigen werden!«, schloss er. »Eifert ihnen nach, indem ihr durch Fleiß beim Lernen, stählerne Disziplin und Gemeinschaftsgeist im Sport sowie Gehorsam gegenüber Lehrern und Führern beweist, dass auch die deutsche Schülerschaft täglich ihr Bestes gibt. Auch außerhalb des Unterrichts. Erweist euch als die würdigen Erben eurer Väter, die alles tun, um unserem deutschen Vaterland treu zu dienen! In diesem Sinne eröffne ich das Schuljahr 1944/45. Sieg ...« – »... heil!«, schallte es über den Hof, und zackige Marschmusik setzte ein.

Ab 1. Oktober hatte sich jeder von uns täglich nach Schulschluss beim *Dienst für Deutschland – Schüler helfen mit*, der in der obersten Etage des Schulhauses seine örtliche Zweigstelle eingerichtet hatte, zur Entgegennahme von Arbeitsmaterial zu melden. Es handelte sich um weiße Baumwolltücher, die man – das Kampfziel lautete: bis zum anderen Morgen – sorgfältig aufzudieseln hatte. Die so entstehenden Batzen aus Fäden würden im Notfall bei der Versorgung von verwundeten Soldaten als Watteersatz gebraucht. Wer pünktlich vor Unterrichtsbeginn die größte Materialmenge abgegeben hatte, wurde, wenn alle zum Frühsport angetreten waren, vor der Front belobigt. Als ich gerade vortrat, verdunkelte sich plötzlich der Himmel. Das dumpfe Brummen machte mir Angst. Es kam von einem riesigen Pulk von Flugzeugen, die hoch oben über die gereckten Köpfe hinweg in Richtung Osten flogen. »Keine Sorge!«, beruhigte uns der Übungsleiter über sein Megafon. »Das sind keine feindlichen Bomber. Unsere

Luftwaffe ist zur Versorgung unserer Soldaten an der Front eingesetzt.« Nach dem Frühsport ging es wohlgeordnet in die Klassenzimmer. In Zweierreihen. Die erste Klasse zuerst, dann die zweite, die dritte und so weiter. In diesem Jahr hatten wir gleich unten links den Raum Richtung Straße bekommen. Alles lief genau nach Vorschrift: Ranzen unter die Bank. Warten, bis der Lehrer kommt. Raustreten aus der Bank. Gerade stehen. Körper straffen. Absolute Ruhe. Erst dann hebt er den Arm zum Gruß. Wir tun es ihm nach und antworten laut und deutlich als Chor: »Heil Hitler, Herr Meixner!« – »Setzen!«, sagt er. Die Stunde beginnt.

Wir bedauerten sehr, dass Fräulein Brückner unsere Klasse nicht erneut übernehmen durfte. Unseren neuen Klassenlehrer fürchteten wir. Während er, die linke Hand auf dem Rücken, die Reihen abschritt und dabei die Hefte mit den Hausaufgaben kontrollierte, hatte jeder seine Hände flach auf die Bank zu legen und gegebenenfalls damit zu rechnen, dass er einen kurzen, aber harten Schlag mit dem Rohrstock auf seine Finger bekam, wenn Herr Meixner mit dem, was ihm vorgelegt wurde, nicht zufrieden war. Die armen Jungs! Da sie nicht so schön schrieben wie die Mädchen, erwischte es sie am häufigsten. Aber keiner von ihnen muckste auf. Nur den Hansi, der allerdings wirklich faul und frech war, auch zu uns Mädchen, traf es einmal richtig schlimm. Schon als er nach vorn gerufen wurde, schwante mir Schreckliches. Nach einer Standpauke, bei der man eine Stecknadel hätte fallen hören können, musste er sich bäuchlings auf den Lehrerstuhl legen und zehn Hiebe auf den Hosenboden entgegennehmen. »Mitzählen!«, befahl Herr Meixner der Klasse. »Eins ... Zwei ...« – »Lauter!«, schrie er. Hansis Ruhe hatte ihn auf die Palme gebracht. »Drei ... Vier ...« Hansi verhielt sich tapfer. Ein deutscher Junge heult doch nicht. Auf einmal hörte ich ihn trotzdem leise weinen und sah, dass der Stock woanders getroffen hatte. In der Pause sagte er zu Gudrun und mir: »Dem werd ich's das nächste Mal zeigen. Wartet's nur ab!« Die nächste Strafe war vorprogrammiert. Dieselbe Prozedur ...

Nur dass es jedes Mal, wenn der Rohrstock traf, dumpf dröhnte. Hansi grünte nur und zählte sogar laut und vernehmlich mit. Die Klasse konnte sich nicht mehr halten vor Lachen. »Aus!«, tobte Herr Meixner, packte Hansi bei den Haaren und schickte ihn vor die Tür. »Das wirst du mir büßen, du Rotzlümmel, du!« Im Hinausgehen streckte ihm Hansi die Zunge heraus. Sein Erfolgsgeheimnis? Vor der Stunde bei Meixner hatte er sich ein Stück Blech in die Hose gesteckt.

Zum Glück hatten wir eine nette Zeichenlehrerin. Sie hieß Frau Kuhnert und war jung und hübsch. Ihre schwarzen Haare lagen, zu einem Zopfkrantz geflochten, um den ganzen Kopf herum. Von ihr bekam ich gleich für meine erste Hausaufgabe eine Eins-bis-Zwei. In der letzten Woche hatte sie zwei Texte an die Tafel geschrieben, zu denen wir uns Bilder ausdenken sollten. Der erste Text lautete: *Geld gibt's heute mehr als Waren, / deshalb sollt das Geld ihr sparen.* Und der zweite: *Auf die Sparkasse es bringen, / sicher liegt's vor allen Dingen.* Die Geldstücke, Strichmännchen mit langen Beinen, die ich in die Sparbüchse (Bild 1) und auf die Sparkasse (Bild 2) wandern ließ, hatte ich ebenso exakt in einer Linie aufgereiht, wie wir es beim Frühsport taten. Und selbstverständlich der Größe nach. Ich hatte Zehn-, Fünf- und Einpfennigstücke gezeichnet.

Kurz vor Weihnachten war Mutter von einem neuen »leitenden Mitarbeiter der Firma«, wie sie ihn nannte, eingeladen worden. Ich durfte sie begleiten. Herr Uttenhoff war mit seiner Frau sofort nach der Ankunft in Rauscha in das erste fertiggestellte Behelfsheim eingezogen. Mutter wunderte sich nur, warum die Vergabe nicht nach dem Anmeldedatum erfolgte, meinte dann aber, das habe wahrscheinlich mit der Wichtigkeit der jeweiligen Personen zu tun. Auf jeden Fall hatte sie die Auskunft bekommen, dass wir noch lange nicht an der Reihe wären. Frau Uttenhoff zeigte uns ihr Häuschen. Obgleich es winzig klein war und der Wind überall durch die Ritzen pfiiff, fand ich es wunderschön. »Entschuldigen Sie bitte«, sagte sie, »dass es so kalt ist. Wir heizen seit vorgestern rund um die Uhr, aber die Wände sind so dünn, dass wir das Zimmer bei Minustem-

peraturen einfach nicht warm bekommen.« – »Hübsch haben Sie's trotzdem hier«, sagte Mutter und fügte hinzu: »Bis wir einziehen dürfen, wird's draußen ja wieder warm sein.« (An den Bau weiterer Behelfsheime konnten wir uns beide nicht erinnern. Nur an Baracken, die man aufzustellen begann.)

Nach den Weihnachtsferien gab es keinen Unterricht mehr. Aus unserer Schule wurde ein Lazarett. Den Eltern wurde geraten, ihre Kinder nicht mehr allein auf die Straße zu lassen. In den Wäldern treibe sich Gesindel herum. Anfang Februar kamen erste Flüchtlingstrecks. Pferdewagen voller Menschen. Fast nur Frauen und Kinder. Viel Hab und Gut hatten sie nicht dabei. Sie kämen aus Ostpreußen, erfuhren wir. Großmutter ging zum Bürgermeister und stellte das kleine Zimmer zur Verfügung. Am ersten Tag schickte er uns eine junge Frau mit zwei kleinen Kindern als Einquartierung. Ihre Eltern seien nebenan eingewiesen worden. Sie freute sich, dass Großmutter so kräftig eingheizt hatte. Ich sah der Frau beim Wickeln und Stillen ihres Babys zu. Das andere Kind konnte schon laufen. »Wie haben Sie bei dieser Kälte nur bis hier durchgehalten?«, fragte Großmutter. »Das weiß ich auch nicht. Ich weiß nur, dass wir seit einer Woche zum ersten Mal wieder durchgewärmt sind. Und morgen weiter müssen. Einquartierungen gibt es nur für eine Nacht, hat man uns mitgeteilt. Der Bauer am Ortsrand, bei dem wir klopfen, hat nicht mal aufgemacht. Wir hatten geglaubt, wir könnten vielleicht im Schober ...« Ehe sie aufbrachen, machte ihnen Großmutter rasch noch Tee für ihre Thermoskanne, ein paar belegte Brote und wünschte gute Reise. Am zweiten Tag kamen fünf, am dritten zwölf Personen. Der Einsatzleiter sagte nur etwas wie »aufgehoben«. Am Ende haben wir die Menschen, die jeweils für eine Nacht bei uns unterkamen, nicht mehr gezählt.

12. Februar. Außer dem Schlafzimmer und der Küche waren alle Räume belegt. Nur Mutter blieb aus. Wir warteten und warteten. Es wurde sieben, es wurde acht ... Die Leute im Korridor schliefen schon lange, so ermattet waren sie. Sie habe es nicht übers Herz gebracht, irgendeinen von ihnen abzuweisen,

sagte Großmutter zu mir, als sie mich zu Bett brachte und ich ohne Muttis Gute-Nach-Kuss schlafen sollte. »Die armen Menschen!«, klagte sie. »Möge es uns nur nicht auch mal so ergehen!« Bislang hatte Mutter immer pünktlich Feierabend gehabt. Sollte ihr doch was passiert sein? Vor dem Bahnhof hatte ich Männer in schwarzen Uniformen gesehen. Waren das welche von denen, die im Wald Kindern auflauerten? Mit schrecklichen Vorstellungen davon, was Mutti passiert sein könnte, muss ich dann aber doch eingeschlafen sein. »Wo steckst du, Mutter?«, hörte ich plötzlich Muttis Stimme und kurz danach, so laut und deutlich, dass man nichts überhören konnte: »Wir müssen weg.« Die Zeit, die danach verstrich, glich einer Ewigkeit. Sie schienen in die Küche gegangen zu sein. Als sie schließlich ins Schlafzimmer kamen, tat ich so, als würde ich schlafen. »Offiziell wissen die Rauschaer noch nichts«, vernahm ich. »Das Werk wird evakuiert. Die Russen sind wahrscheinlich schon morgen hier. Deshalb mussten wir den Tag über alle ran. Ganz gleich, ob Geschäftsführung, Angestellte oder Arbeiter. Befehl ist Befehl. Als Dank für unsere Einsatzbereitschaft hat der Chef seinen besten Angestellten zugesichert, dass sie mit dem ersten Transport, der für die Zivilbevölkerung bereitgestellt wird, rauskommen. Noch weiß aber keiner, wie viel Waggons überhaupt verfügbar sind und wann genau. Er sagt, es kann durchaus schon morgen früh so weit sein.«

Für uns begann eine schlaflose Nacht. Wenn ich die Augen öffnete, blitzte und donnerte es in der Ferne. Manchmal wurde der Himmel taghell. Flugzeuggeräusche waren das nicht. In der Wochenschau hatte ich einmal Bilder gesehen, auf denen Kanonen Panzer bekämpften. Dabei hatte es fürchterlich gekracht. Doch woher kamen die Blitze? Ich stellte mir vor, die Russen würden unser Haus, noch ehe wir es verlassen konnten, in Brand stecken oder zerschießen. Ich mache die Augen zu. Es stürzt ein. Ich liege darunter und kann nicht mehr sprechen. Muss ich jetzt sterben? Ich reiße die Augen auf. Das Haus steht. Das Feuer leuchtet nur in der Ferne. Mutter und Großmutter packen und streiten sich. »Immer pack, wenn du nicht begreifen

willst, dass du das gar nicht alles tragen kannst! Pack ein! Pack nur! Ich rede dir nicht mehr rein.« So hatte ich Mutter noch nie mit Großmutter reden hören. »Du machst doch auch, was du willst!«, entgegnete diese kleinlaut. »Aber nimm doch wenigstens das hier mit!« Sie hielt es ihr hin. »Nein, nicht das neue, das leidet im Koffer«, widersprach ihr Mutter, nahm es, hängte es in den Schrank zurück und beließ es bei dem alten. »Ich nehm nur das Allerwichtigste mit. Wir sind doch bald wieder zurück.« – »Dem Frieden traue ich nicht«, sagte Großmutter mit gedämpfter Stimme. »Wer weiß, was wir noch vor uns haben! Ich packe lieber etwas ein, das man zur Not auch verkaufen kann.« In der Truhe lagen ihre besten Aussteuerstücke, durchweg unbenutzt und nicht einmal aufgewaschen. Damastbettwäsche und schwere grauweiße Leinentücher. Sie holte den Strohkoffer unterm Bett hervor und packte ihn damit voll. »Den kannst du doch nicht einmal anheben, geschweige denn tragen. Wie stellst du dir das denn bloß vor?«, gab Mutter zu bedenken. »In der Not wächst der Mensch über sich hinaus«, wehrte die Gefragte ab. »Ich tue bloß, was ich für sinnvoll halte.«

(Nach dem Krieg wird sie einige Bauern im Umland von Görlitz mit edler Wäsche ausstatten. Für drei Leinenhandtücher bekommt sie einen Beutel Weizenkörner. Für ein Pfund Futterkartoffeln nimmt man ihr ein Bettlaken ab. Als sich herumgesprochen hat, dass sie nicht handeln kann, schrauben sie ihre Preise noch weiter hinauf. Schließlich hat sie das Verlustgeschäft satt und geht in die neu eröffnete Tauschzentrale in der Berliner Straße, Ecke Straßburgpassage. Dort bekommt sie für einen Bettbezug mit zwei Kissen zwei Paar herrlich warme Holzschuhe. Ein Paar für sich und eins für mich.)

Als ich erwachte, waren die Koffer gepackt und die Betten bereits gemacht. Mutter schloss nur noch den Kleiderschrank zu, zog den Schlüssel ab und legte ihn obendrauf, hinter die Abschlussleiste. »Dort wird ihn auf die Schnelle keiner suchen und finden«, sagte sie zu mir. »Und nun hopp! Raus aus den Federn! Es ist schon spät.« In der Küche lagen warme Sachen

für mich bereit. »Zwei Mäntel?«, fragte ich erstaunt. »Damit du nicht frierst auf der Reise.« Renschkes waren, wie versprochen, gleich für den ersten Zug aufgerufen worden. Ich stand am Fenster und winkte, als sie zum Bahnhof hinübergingen. »Gudrun!«, rief ich ihr hinterher. Aber sie sah mich nicht. (Von diesem Tag an sollten die Unzertrennlichen auf lange Zeit auseinandergerissen sein.) Wir hatten auf den nächsten Abmarschbefehl zu warten. Das Kommando oblag der SS. (Von einem alten Mann, der sich in seinem Keller versteckt gehalten und dadurch der Evakuierung entzogen hatte, wird Mutter Jahre später erfahren, dass die SS-Leute, kaum dass die letzten Einwohner den Ort verlassen hatten, Haus für Haus durchkämmt und alles Wertvolle, das nicht niet- und nagelfest war, an sich genommen hätten. Vertrieben und ausgeraubt haben uns unsere eigenen Leute und nicht die Russen, habe er erzählt. Zum Schluss hätten sie noch das Sägewerk angezündet. Die Russen seien nur durchgezogen. Ob es wirklich so war, wird niemand beweisen können; außer ihm soll es keine Augenzeugen gegeben haben.)

Am anderen Morgen hatten wir uns Punkt fünf auf dem Bahnhof einzufinden. Der Zug stand bereit. Offene Viehwagen. Das große Bahnhofsthermometer zeigte minus zwanzig Grad. »Frauen und Kinder zuerst!«, kommandiert eine Stimme. Wir klettern hinauf. Ein Uniformierter reicht uns das Gepäck nach oben. »Sehr freundlich«, bedankt sich Mutter. Da wir die Ersten im Waggon sind, erwischen wir die beste Ecke: in Fahrtrichtung vorn. Dort gebe es etwas mehr Schutz vor dem Fahrtwind, behauptet Frau Weise. Evi und ich dürfen uns auf den Strohkoffer setzen. Es sitzt sich schlecht in zwei Mänteln. Mutter nimmt mir den Ranzen ab. Die Brottasche ist weggepackt. Die kleine Sara-Puppe steckte vorsorglich in der alten Umhängetasche vor meinem Bauch. Die große Gitti behielt ich auf dem Arm. Mit zwei Paar wollenen Handschuhen an den Händen ist es nicht leicht, sie festzuhalten. Der Zug steht immer noch.

Ich beginne zu frieren. Zum Glück hat Großmutter eine Thermoskanne mit warmem Tee in ihrer Reisetasche. »Stopp!

Nicht so viel auf einmal!«, bremst sie mich. »Der Tee muss für länger reichen.« Und schon ist der Becher weg. Frau Weise und Mutter trinken schlückchenweise aus einer kleinen Flasche, die Frau Weise aus ihrer Handtasche hervorgezaubert hat. »Das ist nichts für euch«, hatte sie zu Evi und mir gesagt. »Auch nichts für Erwachsene«, kommentierte Großmutter. »Eure Mütter reden sich nur ein, dass man nicht friert, wenn man das Teufelszeug trinkt.« Plötzlich ein schriller Pfiff. Der Zug setzt sich in Bewegung. Man kann das erleichterte Aufatmen förmlich sehen. Doch wohin wird er rollen? »Bloß fort von hier!«, sagt die Frau, die vor uns steht. Unter uns rattern die Räder. Der Himmel über uns ist grau. In der Ferne grollt der Donner der Artilleriegeschütze. Manchmal wird er so laut, dass man denken könnte, wir führen geradenwegs auf die Front zu. Ganz allmählich wird er leiser und leiser und verstummt schließlich ganz. Rauscha liegt hinter uns.

3.

Evi war aufgestanden und unter den Mantel ihrer Mutter gekrochen. Neben mir saß jetzt Großmutter. Ich war schrecklich müde, durfte aber nicht schlafen. Die Kälte spürte ich schon fast nicht mehr. Großmutter rubbelte mir die Finger. Die Puppe hatte Mutter an sich genommen. Ich starrte gedankenversunken in den verhangenen Himmel. Die Waggonwände waren so hoch, dass selbst die Erwachsenen nichts außer dem Himmel sehen konnten. Ob Kohlfurt schon hinter uns lag? Einen anderen Ort kannte ich in der Nähe von Rauscha nicht. Ich musterte die Leute mir gegenüber, die nun auch auf ihren Koffern saßen. Die meisten stierten nur schweigend vor sich hin. Im Hintergrund weinte ein Baby. Fast alle Frauen hatten sich dicke Tücher um Kopf und Hals geschlungen. Alle Kinder hatten Wollmützen auf. Auf Evis Mütze thronte eine große Bommel. Großmutter war weit und breit die einzige Frau, die eine Pelzmütze trug. Ihr Kopftuch hatte sie drübergebunden. Wegen der Ohren, hatte sie mir erklärt. Mutter stupste mich an:

»Nicht schlafen!« Dass man eine Puppenstube nicht einpacken kann, sah ich ja ein, aber ... Ich denke an all die anderen Dinge. Ob russische Panzer unsere Häuser überrollen werden? Im Kino hatte ich gesehen, dass Panzer das schaffen können. Ich nahm Mutter meine Puppe aus der Hand und drückte sie an mich. Sprach mit ihr, aber nur ganz leise, damit sie nicht denken, ich führte Selbstgespräche. Denn wer das tut, ist krank, hatte Mutti gesagt, als ich miterleben musste, wie es ist, wenn Oma einen Anfall bekommt. »Hab keine Angst!«, sagte ich zu Gitti. »Hier kann uns nichts mehr passieren. Wir sind schon weit weg von den Kanonen und Panzern. Mein Schutzengel hat uns gerettet.«

Plötzlich ein gellender Schrei: »Bomber! Haltet den Zug an!« Ich schaue nach oben und sehe die Flieger. Unzählbar viele. Es gab keinen Alarm. Nirgendwo ein Tannenbaum. Vom Himmel fällt etwas Dunkles. Es kracht. Die Leute springen auf und schreien wild durcheinander. Kinder fangen an zu heulen. Außer Oma und mir ist niemand sitzen geblieben. Auf einmal ein entsetzliches Quietschen. Sofort danach ein kräftiger Ruck. Beinahe wären wir mitsamt dem Koffer umgefallen. Die große Tür in der Mitte geht auf. Diejenigen, die dem Ausgang am nächsten sind, werfen ihr Gepäck nach draußen und springen hinterher. Wir kommen nur langsam in Richtung Wagenmitte voran. Ein Geschubse und Gedränge und Gebrülle ... »Können Sie denn nicht wenigstens auf die Kinder Rücksicht nehmen?« – »Unmenschen, diese Typen«, brummelt jemand neben mir und schiebt. Schrittchenweise nähern wir uns der Tür. Ich kann schon hinaussehen. Gleise? Tatsächlich. Vor uns nichts als Gleise. Ganz hinten ein flaches Gebäude. Dort scheint etwas aufgeschlagen zu sein. Erst puffte es, jetzt raucht es. Feuer ist nicht zu sehen. Ich versuche zu drängeln. Ziehe an Mutters Hand, um besser nach draußen sehen zu können. Doch, weiter hinten brennt es. Plötzlich überkommt mich Angst. »Heul jetzt nicht rum! Und warte, bis wir an der Reihe sind!« Ein Mann, groß wie ein Schrank, schubst Großmutter mit dem Ellenbogen zur Seite. Um ein Haar wäre sie über ihren Koffer gefallen.

Geistesgegenwärtig fängt sie sich an der Wagenwand ab. Nur der Koffer ist umgestürzt. Wieder eine Gelegenheit für die anderen, sich an ihr vorbeizudrängeln. Sie hat Mühe, ihn aufzurichten und den Griff zu fassen. Draußen mischen sich seltsame Geräusche: Es brummt, surrt, rauscht. Dazwischen immer wieder lautes Knallen. Auf einmal schreit jemand: »Tief- flieger im Anflug! Lauf, lauf, Vater! Lauf! Die schießen auf uns.« Alles rennt, flüchtet, versucht sich zu retten. Doch wohin? Der Himmel ist glutrot. So stelle ich mir die Hölle vor. Das Abendrot, das ich in Stuttgart vom Esszimmer aus so oft bewundert hatte, färbte stets nur die eine Seite des Himmels. Hier überzieht ein auf- und abwallendes Rot den ganzen Himmel. Dazwischen Säulen aus schwarzem Rauch. »Träum nicht! Los jetzt!« Mutter schiebt mich nach vorn.

Zwei Männer in Arbeitsanzügen helfen uns. Heben Evi und mich herunter. »Wartet!«, ruft Mutter von oben. Jeder nimmt sein Gepäck. Frau Weise schafft es allein. Großmutter stützen sie. Die Frau, die vorhin hingestürzt war, hat sich selbst auf- gerappelt. Sie hat Glück gehabt. Kann noch laufen. Unweit von uns sehe ich eine junge Frau vor ihrem Koffer stehen und weinen. Er muss beim Hinunterwerfen aufgesprungen sein, und sie versucht hastig, das Herausgefallene wieder hineinzustopfen. Nach mehreren Versuchen gelingt es ihr schließlich. Sie drückt auf die metallenen Schnappverschlüsse und rennt mit dem Koffer den Ihren hinterher. Der alte Mann und zwei große Jungs scheinen das Malheur nicht bemerkt zu haben. Überall zwischen den Gleisen nichts als verängstigte Menschen. Menschen, die rennen, stolpern, fallen und wieder aufstehen. Einige schleifen ihre Habseligkeiten nur noch kraftlos hinter sich her. Hauptsache fort! Irgendwohin. Ich drehe mich um. Scheinbar bleibt niemand zurück.

Schon wieder Motorengebrumm, noch in der Ferne. Dazwischen gelegentlich stärkere Geräusche, ähnlich wie die, die man in der Wochenschau hört, wenn von Explosionen die Rede ist. Das Bahngelände ist endlos weit. Kein Haus in der Nähe. Nur Signalmaste und Laternen ringsum. Trotzdem

brennt nirgendwo Licht. Wir sind die Allerletzten, laufen aber plötzlich – warum nur? – in eine ganz andere Richtung als die Masse der Menschen. Als Weises es merken, ruft Mutter nur: »Nicht zurück! Einfach weiter!« Wir rennen, so schnell es noch geht, am Zug entlang, weiter in Richtung Lokomotive. Mit einem Mal schreit Mutter: »Splitter! Achtung!« Hinter uns kracht es. Irgendetwas hat das Zugende erwischt. Es raucht. Großmutter ist nicht mehr mitgekommen. Sie schleppt sich nur langsam vorwärts; den Koffer zieht auch sie schließlich nur noch hinter sich her. Der schöne Koffer! Ich wage nicht zu sagen, was ich denke. Wir warten. Frau Weise sorgt sich mehr um meine Mutter als um Evi. »Geht's noch, Elli? Pass auf deinen Fuß auf!«

Mutter hatte als Vierjährige Kinderlähmung. Ein Universitätsprofessor in Breslau riet ihren Eltern an, der Kleinen so schnell wie möglich ein Fahrrad zu kaufen. Wenn das Kind Glück habe und sie darauf achteten, dass es so oft wie möglich damit fuhr, bestehe eine Chance, dass die Lähmung noch weiter zurückgehe. Was auch geschah. Diesen Erfolg verdankte sie den für die damalige Zeit modernen Auffassungen dieses in ganz Schlesien berühmten Mannes. Doch erst dreißig Jahre später sollte sie plötzlich auch ihren linken Fuß wieder bewegen können. Das grenzte für sie an ein Wunder. Bekannte hatten ihr empfohlen, in Bad Cannstatt Bäder zu nehmen und unter Anleitung eines Sportarztes Übungen zu erlernen. Als sie mich eines Tages in das Salamander-Geschäft in der Schulstraße zur Anprobe mitnahm, staunte ich nicht schlecht, dass man sich zwei verschieden große Schuhe anfertigen lassen konnte. Später hat meine Mutter oft davon gesprochen, wie gut der Mensch auch mit einer Lähmung zurechtkommen kann. »Tanzen vertreibt alle Krankheiten, selbst ein lahmes Bein.«

Frau Weise nimmt Mutter ihr Wertsachenköfferchen ab, damit sie zurück zu Großmutter gehen und am Strohkoffer mit anfassen kann. Der Rauch war bis zu uns herübergezogen und nimmt uns die Sicht. Es kracht und pufft weiter. Flugzeuge donnern über unsere Köpfe hinweg. Wie lange wir dann noch

über die Gleise irrten, wo wir waren und wohin wir uns schlepten, einzig und allein von dem Wunsch beseelt, zusammenzubleiben und diesem schrecklichen Angriff zu entkommen, weiß ich nicht mehr, auch nicht, ob neben uns oder hinter uns andere Menschen waren, ob jemand fiel oder getroffen wurde, vielleicht nur von einem Splitter, oder unserer Hilfe bedurft hätte. Ich hörte nichts mehr, sah nichts mehr und weiß bis heute nicht mehr als ich schreibe. Mutter behauptete später, wir müssten an jenem Februartag auf irgendeiner Gleisanlage von Dresden gewesen sein. Vielleicht auf einem Rangierbahnhof. Oder einem Güterbahnhof. In jenem Augenblick, jenen sich endlos wiederholenden und in Ewigkeiten verwandelnden Augenblicken sei uns alles egal gewesen. Nur überleben wollten wir.

Die Erwachsenen hatten uns Kinder gerade vom nächsten Gleis zurückgehalten und ihre Koffer und Taschen abgesetzt – nur um sie aus einer Hand in die andere zu nehmen und weiterzuhasten, wohin auch immer –, da taucht wie aus dem Nichts ein sich bewegendes dunkles Etwas auf und schiebt sich langsam vor. Wie von Geisterhand öffnen sich unmittelbar neben uns plötzlich viele schmale Türen. Im fahlen Lichtschein bewegt sich eine Hand auf mich zu. »Ein Wunder!«, rufe ich aus. Hinter den Türen Menschen mit verbundenen Köpfen und geschienten Gliedmaßen. Was dann geschah, hat sich mindestens ebenso fest in mein Gedächtnis eingebrannt wie das Erlebnis der Hölle, obgleich es nur Augenblicke währte. Ein Mann mit offener Jacke streckt mir tatsächlich die rettende Hand entgegen. »Warte!«, schreit Mutter und hält mich zurück. »Der Zug fährt noch!« Er rollt ganz langsam heran und – welch Wunder! – kommt unmittelbar neben uns zum Stehen. Ob der Lokführer der liebe Gott war? Oder sollte schon wieder ein Schutzengel bereit gestanden haben? Wir stehen vor der nächsten Tür. Ein Mann, der einen seiner Arme auf ein Gestell gestützt hat, das er mit einer Binde um den Hals herum trägt, steigt, gestikulierend und winkend, den steilen Tritt herunter und ruft uns zu: »Los, los! Schnell!« Auch von den anderen

Türen ertönen Rufe. Es sind Soldaten. Ohne Mütze. Ohne Koppel. Blass sieht der Mann aus, der mir die Hand reicht. Er lächelt mir zu. »Ein Lazarettzug«, höre ich Frau Weise zu Evi sagen. »Los! Steig rauf, Bärbel! Schnell!«, befiehlt Mutter. »Steigt rauf! Alle!«, ruft es von drin. »Gepäck und die Kinder zuerst! Beeilt euch! Der Zug kann schon im nächsten Moment weiterfahren.« Weises sind in einem Abteil weiter links verschwunden, als ich zögernd die mir gereichte Hand ergreife und der Soldat mich nach oben zieht. Mutter und Großmutter wuchten mit vereinten Kräften das Gepäck nach oben. Den Strohkoffer schaffen sie nicht. Ein Soldat mit Augenbinde, der rasch auch noch ausgestiegen war, schiebt mit. Zwei andere ziehen von innen. »Jetzt nur noch die Frauen!« Der Zustieg ist hoch. Großmutter stöhnt. Der Zug setzt sich in Bewegung. »Geschafft«, haucht Mutter erleichtert. Der Soldat schließt die Tür. Draußen knallt und zischt es weiter. Wenig später wird es still. Die Flieger sind abgedreht. Der Himmel brennt. Aber wir rollen. Gerettet!

Ich finde mich im Gepäcknetz wieder, eine Soldatenjacke, zusammengerollt, unter meinem Kopf. »Schlaf dich da oben aus, Mädels!«, sagt ein netter älterer Mann zu mir. Erst jetzt sehe ich: Er hat nur noch ein Bein. Seine Hose ist nach oben gekrem-pelt. Wir fahren. Großmutter sitzt ganz vorn auf der Kante der Holzbank zwischen zwei Verwundeten. Sie versuchen noch weiter zusammenzurücken. »Danke, danke, es geht schon.« Mutter hat es sich auf dem Strohkoffer zwischen den Bänken bequem gemacht. Trotz des Koffers versucht ein ganz junger Kerl, sich irgendwie langzumachen. Er hat offenbar starke Schmerzen. Ein anderer setzt sich, so gut es geht, dazwischen. Dann wird es still. Es atmet und schnieft und schnarcht. Ansonsten fast kein Geräusch. Nur Mutters Antwort auf eine Frage, die ich nicht verstanden hatte, höre ich noch: »Rauscha. Zwischen Kohlfurt und Sagan, wenn Ihnen das etwas sagt.« – »Ja, leider«, antwortet der Soldat. »Da habt ihr aber Glück gehabt. Dort sind derzeit schwere Gefechte. Morgen, spätestens übermorgen wär's wahrscheinlich zu spät gewesen für euch.

Dieser Krieg ist nicht mehr zu gewinnen.« Auch wenn mein Platz unbequem ist, da ich nicht weiß, wohin mit den Beinen, habe ich die beste Aussicht. Ich kann alles überschauen. Beinahe so gut wie von einem Hochsitz aus. Draußen scheint alles friedlich zu sein, genauso friedlich wie damals im Neuhäuser Wald: Bäume, mit Schnee überzuckert. Wiesen. Felder. Auf einer Lichtung zwei Rehe. Manchmal fahren wir an einer geschlossenen Bahnschranke vorbei, an der Leute warten und zu uns herüberwinken. So gut wie kein Dorf. Mal ein einzelnes Haus. Es schneit nicht. Das Wetter bleibt diesig. Aber hier drin ist es warm, sehr warm sogar. Dann wird es allmählich dunkel. Die meisten schlafen schon. Es scheint, als hätten die Soldaten trainiert, im gleichen Tempo zu schnarchen. Fast wie ein mehrstimmiger Gesang. Es klingt so friedlich. Die Männer sind es auch. Ob sie überhaupt kämpfen wollten?

Als ich erwache, fährt der Zug in einen Bahnhof ein. Hier ist die Bahnsteigbeleuchtung nicht abgeschaltet. *Reichenberg* lese ich. Man fordert uns auf auszusteigen. Die Verwundeten fahren weiter. Rot-Kreuz-Schwester holen die Flüchtlinge ab, die der Zug ausgespuckt hat. Es sind viele. Vielleicht waren schon vor uns welche mitgenommen worden. In einer schönen Turnhalle, zu der uns ein LKW bringt, bekommen die Kinder sofort warme Milch. Die Erwachsenen erhalten eine belegte Doppelschnitte. Ringsum, neben den Sportgeräten, die zur Seite geräumt worden sind, ist eine dicke Schicht Stroh aufgeschüttet. Das mögen Kinder. Ich fühle mich plötzlich wieder wie ein Vorschulkind. Ich schieße mit den Kleinen gemeinsam Purzelbäume. Sie jauchzen und merken erst, als sie müde werden, dass das Stroh ganz schön pikst und ihren Schwung abbremst. Ich bin müde, hundemüde und schlafe wahrscheinlich bald ein.

Erst während der Oberschulzeit, als ich Harald schon eine ganze Weile kenne und wir Erinnerungen an die Kriegszeit austauschen, erfahre ich, dass wir uns in unserem Leben schon einmal nahe gekommen sind: In eben jener großen neuen Turnhalle mit dem schönen Parkettfußboden, auf dem ich im Stroh

mit den Kleinen tobte und danach bis in den späten Morgen den Schlaf der Gerechten schlief, hatte er sich noch kurz zuvor redlich gemüht, die Kletterstange bis oben zu schaffen. Barfuß sei's schließlich gegangen. In der Woche darauf durften auch sie ihre Schule und alle dazugehörigen Gebäude nicht mehr betreten. Aus dem Hauptgebäude wurde ein Lazarett. Die Turnhalle wurde zur Zwischenstation für Flüchtlinge aus Schlesien. Wir blieben nur eine Nacht. Wenig später hatte auch er mit seiner Familie Reichenberg verlassen müssen. Kinderreiche Familien wurden hier als Erste evakuiert. Während die anderen direkt nach Bayern fuhren, hatten die Haakes es vorgezogen, erst einmal bei den Großeltern, die ganz in der Nähe von Außig ein bescheidenes Häuschen besaßen, Unterschlupf zu finden. Da das Elbtal zu jener Zeit noch als sicheres Gebiet galt, hatte man auch uns von Reichenberg aus in diese Gegend verfrachtet.

Wir landeten in Seldnitz, einem Ortsteil von Tetschen-Bodenbach. Wie ich später erfahren werde, kannte sich Haralds Vater in dieser Gegend bestens aus; in seiner Jugendbewegungszeit habe er sie durchs Tal und über die Hügel und von Ort zu Ort durchwandert und ihre Geschichte erforscht. Durch seine Erzählungen erinnerte ich mich schließlich auch des Namens des kleinen Dorfes, in dem ich vom Februar bis zum Ende des Krieges in die Schule gegangen war. Dort sei ich vor Bombenangriffen sicherer als in der Stadt, meinte Mutter. Die Familie, der wir zugeteilt wurden, nahm uns, obgleich sie sich selbst durch den Familienzuwachs, der soeben angekommen war, stark einschränken musste, überaus freundlich auf. Herr und Frau Saase überließen uns ihr Schlafzimmer, räumten das Babybett in die Küche und zogen sich abends mit ihrem Bettzeug, das tagsüber auf dem unseren lag, auf die Besuchscouch im Wohnzimmer zurück. Der große Küchentisch diente als Ess- und Wickeltisch. Das Neugeborene war winzig, verglichen mit dem Mädchen aus Königsberg, bei dessen Versorgung ich erstmals in meinem Leben hatte zusehen dürfen, wie ein Baby saugt und sich bemerkbar macht, wenn es satt ist. Hier war ich erstaunt, wie rasch sich der kleine Junge von einer

Woche zur anderen entwickelte. Enttäuscht war ich anfangs nur, dass er die Klapper, die ich ihm hinhielt, einfach nicht nehmen wollte. Woher sollte ich denn aber auch wissen, dass ein Kind das Greifen erst mühsam erlernen muss und dass das Ergebnis eine intellektuelle Leistung ist? Am meisten freute ich mich auf die Abendstunden, wenn das Baby gebadet wurde. Es jauchzte und plantschte und schien sogar, redete ich mir ein, die gelben Schlüsselblumen wahrzunehmen, die ich, als es Frühling geworden war, auf der Wiese am unteren Ende der Straße pflückte, um Frau Saase eine kleine Freude zu machen. Sie standen in einer Kristallvase direkt vor ihm auf dem Fensterbrett. Und je nachdem, wie es sein Köpfchen drehte und hob, spiegelte sich in seinen Augen entweder das sich im Schliff der Vase brechende Abendlicht oder das helle Gelb der Blüten. Draußen war die Wiese zu meinem Lieblingsaufenthaltort geworden. Denn an dem Bach, der sie durchschneidet, gab es außer dem allmählich vergehenden Blütenmeer von Tag zu Tag immer mehr Brunnenkresse, von der ich so viel mitbringen durfte, wie ich fand. Sie war ein willkommener Brotbelag und schmeckte allen.

Nur in der Schule gefiel es mir nicht. Als Evi und ich zum ersten Mal in die Klasse kamen – hier waren die erste und die zweite wegen Lehrermangels zusammengelegt –, wurden wir derart skeptisch beäugt, dass ich am liebsten weggelaufen wäre. Im Raum war es mucksmäuschenstill. Aber die Stimme des Lehrers, der uns schon draußen in Empfang genommen hatte, hallte so laut, dass sie einen großen Saal ausgefüllt hätte: »Setzt euch!« Ohne ein *Bitte*. Ein Stock wies uns den Weg auf zwei freie Plätze in der letzten Reihe. »Das sind also die angekündigten Schlesienflüchtlinge«, sagte er und forderte uns auf, uns vorzustellen. Wir nannten unsere Namen. »Und woher kommt ihr?« – »Aus Rauscha.« Da ihm der Name des Ortes ebenso wenig sagte wie seinen Schülern, fügte er, um nicht fragen zu müssen, einfach seine Erklärung hinzu: »Aus einem der Orte also, an denen die deutsche Wehrmacht den neusten Meldungen zufolge schon in den nächsten Tagen die vorgerückten feind-

lichen Verbände erfolgreich zurückschlagen wird. Der Endsieg ist Deutschland gewiss. Und ihr« – dabei lächelte er uns beide sogar ein wenig an – »werdet eure Heimat bestimmt bald wiedersehen und wiederaufbauen helfen können.« Dann an die Klasse gewandt: »Und euer Beitrag hat jetzt darin zu bestehen, euch den Neuen gegenüber solidarisch zu zeigen und ihnen zur Seite zu stehen, wenn sie Hilfe brauchen.« Wir brauchten aber keine. Denn wir waren, wie wir bald feststellen sollten, schon sehr viel weiter als sie. Die beiden anderen Mädchen, die schon dazugehörten, gaben sich noch schüchterner als wir und waren, obgleich sie ebenfalls besser lernten als die Jungs, pausenlos deren Spott und Hänseleien ausgesetzt. Sie taten mir aufrichtig leid. Mit uns legte man sich weniger an, höchstens manchmal mit Evi, wenngleich sie mich offenbar trotzdem nicht mochten, ohne dass ich zunächst wusste, warum. »Wie die spricht!«, hörte ich sie eines Tages zischeln und lachen. Doch als ich sie zur Rede stellen wollte, liefen sie davon. Also deshalb? Dabei war ich der festen Überzeugung, dass ich wirklich nicht mehr schwäbelte und mich niemals mehr jemand Fremde nennen könnte. Also bemühte ich mich, jedem zu zeigen, dass ich unter allen Umständen dazugehören will. Doch auch hier gelang es mir nicht. Auch Evi hat nie wirklich Kontakt, nicht einmal zu ihren Banknachbarn, gefunden. Also heißen wir in Schönborn beide bis zum Schluss nur *die Fremden*.

So schön die Blumenwiese im Tal auch war, so hässlich, steinig und karg war der Berg, den wir täglich auf unserem Schulweg zu bezwingen hatten. Eigentlich war es gar kein Berg, allenfalls ein Hügel, der aber einen sehr steilen, kurzen Anstieg hatte. Da man den Ranzen voller Schulzeug auf dem Rücken hatte, strengte er ganz schön an. Umso leichter und schöner war dann der Rückweg. Etwa auf der Hälfte des Wegs, linker Hand, mussten wir an einem eingezäunten Gelände vorbei. Manchmal patrouillierten dort irgendwelche Wachen mit Gewehr. Einsehen konnte man das Terrain von nirgendwo, denn unmittelbar hinter dem Zaun, der oben mit Rollen aus Stacheldraht bewehrt war, gab es eine dichte Hecke und dahinter Bäume.

Ganz oben an der Ecke, dort, wo unser Weg sich etwas nach rechts entfernte, stand ein hölzerner Turm, auf dem wir gelegentlich einen Posten erspähten. Sicher ein kriegswichtiger Betrieb, dachte ich mir. Woanders patrouillieren doch sonst keine Posten. Eines Morgens, als wir noch nicht ganz auf Höhe des Zauns angekommen waren, sehen wir plötzlich Uniformierte quer über die Wiese rennen und ihnen voran fünf andere Männer, die wegzulaufen scheinen. Auf einmal, unmittelbar über uns, zwei Flieger. Sie kommen ganz tief herunter. Dann Schüsse. Mehrmals hintereinander. Das eine Flugzeug kommt direkt auf uns zu und ... dreht eine Kurve, um von Neuem auf die Wegrennenden zu schießen. Ich reiße Evi ihre rote Mütze vom Kopf und zerre an ihrem Ranzen. Sie hatte mein Geschrei vor lauter Fluglärm nicht gehört. Als ich dicht neben ihr bin, sodass sie mich hören muss, brülle ich sie an: »Deckung! Die schießen auf uns.« Wir werfen uns flach auf den Boden, robben weiter, erreichen den Graben und wagen nicht mehr, uns zu rühren. Inmitten der Schüsse auf einmal menschliche Laute. Ich wende mich vorsichtig um und sehe, wie neben dem Zaun, aber draußen, den Rücken fest gegen ihn gelehnt, zwei Frauen in Arbeitskluft stehen und den Tieffliegern zuwinken und etwas rufen. Mucksmäuschenstill liegen wir in unserem Graben und hören immer noch Schüsse. Bald aber nur noch von weiter weg. Auf einmal Stille. Die Flugzeuge hatten abgedreht.

Mir war so, als hätte ich Mutters Stimme gehört. Wir wagen es aufzustehen, warten aber noch einen Moment und schauen uns misstrauisch um. Alles wie vorher. Die Leute sind weg. Uns immer wieder ängstlich der Situation vergewissernd, gehen wir, Schritt für Schritt, leicht gebückt, bergab. (Warum eigentlich gebückt?) Schließlich richten wir uns auf, und ohne unsere Blicke noch einmal zurückzuwerfen, rennen wir los. Gar nicht mehr weit von uns entfernt, dort, wo in umgekehrter Richtung der steile Anstieg beginnt, sehe ich tatsächlich Mutter und Frau Weise. Sie kommen direkt auf uns zu und winken aufgeregt. Sie wollen gerufen haben. Gegen den Wind. Doch der Wind hatte ihre Stimme davongetragen. Sie hätten nur gesehen, wie die

Flieger schossen und wir plötzlich verschwunden waren. Wie vom Erdboden verschluckt, behaupten sie. Sie nehmen uns in die Arme und weinen vor Glück.

Kaum sind wir zu Hause, heult die Sirene. Wir verbringen mehrere Stunden im Luftschutzraum. Hart für Frau Sasse mit dem das Baby. Zum Glück kann sie noch stillen. Nach der Entwarnung wird das Kleine rasch umgepackt und schläft selig weiter. Schön, dass Babys noch keine Angst haben bei Sirenengeheul, sage ich mir. Am Abend gibt es ein zweites Mal Alarm. In der Ferne kracht und donnert es. Ob sie jetzt Tetschen bombardieren? Nach der Entwarnung klettern Mutter und ich auf den Boden und schieben die Luke auf. »Das musst du nicht sehen, Bärbel«, sagt sie. »Tetschen brennt.« – »Ich will es aber sehen.« Der Himmel ist rot. Nach einer Weile steigen Rauchwolken auf. Der Gestank erreicht uns sogar hier oben. »Komm, lass uns gehen!«, sagt Mutter und zieht mich vom Fenster zurück. In der Nacht träume ich, mitten in den Flammen zu stehen und mich nicht retten zu können, habe dann aber die Kraft, mir zu sagen: »Du träumst nur, Bärbel. Wach auf! Dir passiert doch nichts. Der Krieg geht seinem Ende entgegen.«

Dass es schon am nächsten Tag sein würde, hätte ich mir nicht auszudenken gewagt. Als ich aufwachte, sah ich am gegenüberliegenden Haus weiße Fahnen. Im selben Moment klopfte Frau Saase an unsere Tür. Sie brauche unbedingt ein Laken aus dem Schrank in unserem Zimmer, um es zum Fenster hinauszuhängen. »Der Krieg ist aus!«, weckte sie Mutter und Großmutter. »Die Nachrichten haben es soeben gemeldet. Heute Nacht wurde in Berlin die Kapitulationsurkunde unterzeichnet.« Nur in Prag werde noch gekämpft, sagte sie dann in der Küche. Zwei Tage später berichtete sie uns zu unserem größten Erstaunen, dass in Tetschen-Bodenbach – trotz der Besetzung durch die Sowjets und nach der Übergabe ihrer Verwaltungshoheit an den tschechischen Nationalausschuss – ein Stadtrat gebildet und ein deutscher Bürgermeister eingesetzt worden war. Dadurch wurden wir auch in den nächsten Tagen

weiterhin auf Deutsch informiert. Warum diese Situation nur von kurzer Dauer war, erfuhren wir damals nicht.

Kürzlich hörte die Erzählerin im Rundfunk eine Sendung über die ihr damals noch unerklärbaren Hintergründe: Der Tetschener Bürgermeister Albert Allert, eines der deutschen Mitglieder der binationalen KP, sei von den Tschechen nicht lange geduldet worden. Der alte Hass zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen und Mähren und das immer stärker gewordene Gefühl der Rache für das, was unzähligen Tschechen nach dem »Anschluss« angetan worden war, hatte selbst innerhalb der Partei über die Klassenbrüderschaft gesiegt. Diesen Hass sollte Frau Weise wenig später zu spüren bekommen.

Da der Tag des Kriegsendes ein Wochentag war, bestand ich darauf, in die Schule zu gehen. Ich fürchtete, zumal als geschmähte Fremde, wegen unentschuldigtem Fehlen getadelt zu werden. Mutters Vorschlag, mir eine Entschuldigung wegen Unpässlichkeit zu schreiben, lehnte ich kategorisch ab. Evi stand ebenfalls pünktlich vor ihrer Tür, sodass wir uns wie immer auf den Weg machten. *Bis auf Widerruf geschlossen*, stand an der Schulhaustür. Was nun? Es war noch zeitig am Tag. Zwei ältere Schüler, die ebenfalls nicht gewusst hatten, dass schulfrei war, sprachen davon, dass auch in Eulau Bomben gefallen seien. »Vielleicht brennt's dort noch?«, sagte der eine zum anderen. »Wollen wir mal gucken gehen?« Sie zogen los. »Los, komm! Wir gehen mit«, sagte ich zu Evi. Sie fand das aber gar nicht interessant. Sie wolle kein Feuer sehen. Dass sie Angst hatte, gab sie nicht zu. Sie bekäme Schimpfe, wenn sie zu spät zu Hause eintreffe. Da ich ihr aber hoch und heilig versprach, dass wir trotzdem pünktlich zurück sein würden, genauso wie sonst aus der Schule, und sie sich von den Jungs nicht Feigling nennen lassen wollte, willigte sie ein, dem Vorkommando zu folgen.

Das Feuer war glücklicherweise gelöscht. Trotzdem kamen wir nur wenige Meter in den Ort hinein. Bereits kurz hinter dem Ortseingangsschild war die Straße durch eingestürzte Mauern blockiert. Es sah gespenstisch aus. Überall Trümmer.

Überall Rauch. Scheinbar menschenleer. Der Qualm verursachte in Nase, Hals und Bronchien beißende Schmerzen. Und je näher wir kamen, desto durchdringender stank es. Die Gerüche waren undefinierbar. »Ob da unter den Trümmern auch Menschen liegen?«, fragte Evi plötzlich völlig verängstigt. Diese Vorstellung löste in ihr eine regelrechte Panikattacke aus. Auch ich bekam Angst. Was für eine irre Idee, einfach zwei sensationlüsternen Jungen hinterherzurennen! Unsere Gewissensbisse plagten uns derart, dass wir, ohne ein einziges Wort miteinander gewechselt zu haben, das Gleiche taten: Mit Taschentüchern vor der Nase traten wir in Windeseile die Flucht an. Wir rannten Richtung Schönborn zurück, dann quer übers Feld und schließlich im Laufschrift, halb heulend, halb japsend, unseren Berg nach Seldnitz hinunter. Ich kann mich nicht erinnern, wann – und, falls überhaupt, wem – ich diese seltsame Sünde gebeichtet habe. Ich weiß nur, dass sich die Vorstellung von leidenden oder sterbenden Menschen unter Trümmern, auch wenn sie nur Fantasiegebilde in unseren Köpfen sein mochten, und die Scham über unser eigenes Tun oder Nichtstun, je nachdem, wie man es wertete, so schnell nicht wieder vergessen ließ. (Jahrzehnte später las ich folgende Erklärung: Versprengte SS-Einheiten, vor allem aus Holländern und Rumänen rekrutiert, hätten sich genau in diesem Gebiet, und zwar sowohl im Elbtal als auch hier oben in Eulau, der anrückenden 2. Polnischen Armee hartnäckig widersetzt. Deshalb hätte es jene für die Zivilbevölkerung so verheerenden Luftangriffe noch in den letzten Stunden des Krieges gegeben.)

Tags darauf hagelte es vonseiten der Sieger Bomben ganz anderer Art. Mutter und ich befanden uns auf dem Rückweg aus der noch brennenden Stadt Tetschen und waren gerade dabei, den Bodenbacher Anstieg Richtung Seldnitz zu nehmen, als es aus einem Klinkerbau links von uns Kartons regnete. Ein Teil zerplatzte beim Aufprall. Wir wollten unseren Augen nicht trauen. »In den Kartons ist Schokolade, Mutti! Sieh mal! Nichts als Schokolade!« Um nicht getroffen zu werden, laufen wir auf die andere Straßenseite und sehen dem seltsamen Schauspiel

vorerst aus der Ferne zu, ehe wir zu Akteuren werden. Von unten und von oben kommend, finden sich weitere Passanten ein, die auch nur dastehen und staunen. Im hohen Bogen kommen weiter Kartons geflogen. Es folgen lose Päckchen, aus denen kleine braune Bohnen kullern. In der obersten Etage stehen an weit geöffneten Fenstern Sowjetsoldaten und warten gespannt, was aus ihren Gaben wird. Nach und nach füllen sich die Zuschauerränge. Zögernd, aber doch beherzt, bückt sich schließlich eine Frau und hebt einige Tafeln Schokolade auf. Sogleich eifern ihr andere nach. Die Lust auf die süße Entschädigung für die zerstörten Häuser steckt an. Auch wir halten uns nicht mehr zurück. Es beginnt ein Geramsche und Gehamstere, wie es die meisten vorher bestimmt noch nie gesehen, geschweige denn mitgemacht hatten. Jeder rafft zusammen, soviel er nur kann. Auch unser Berg wächst. Mit ungewöhnlicher Strenge weist mich Mutter auf einmal an: »Hör auf! Das reicht jetzt! Andere wollen auch noch was haben. Aber du bleibst jetzt hier stehen, bis ich wiederkomme. Verstanden?« Sie wolle einen Koffer besorgen. (Später werde ich von meinem Schwiegervater erfahren, dass der Laden am Tetschener Markt, in dem sie den Koffer erstand, seiner Tante gehörte.) Also blieb ich stocksteif stehen, hütete unseren Schokoladen- und Mokka-bohnenberg und fühlte mich wie ein unbewaffneter Wächter vor einem Schatz, den ich, wären tatsächlich Diebe gekommen, garantiert widerstandslos übergeben hätte. Zum Glück war weder von den befürchteten Räubern noch von den Bombenwerfern etwas zu sehen, bis Mutter endlich zurückkam. Wir waren die letzten auf diesem wundersamen Schlachtfeld. Der neue Koffer war, als der Berg auf dem Pflaster verschwunden war, etwa zur Hälfte mit Rüger-Schokolade und zur anderen mit Fliegerbonbons vollgestopft. Letztere wurden später für mich streng rationiert: »Zu viel Koffein für Kinder.« Dass Mutter nie merkte, wie es mir trotzdem gelang, Zugriff zu diesem wunderbaren Etwas zu erlangen, lag an seiner schwer abzählbaren Menge. Sie sorgte dafür, dass Kontrolluntersuchungen an den Vorräten niemals zum Ergreifen des naschen-

den Kindes führten. Trotz meiner listigen kleinen Diebstähle reichten unsere Rüger-Schokoladen-Reserven und die Vorräte an Mokkabohnen bis Anfang neunzehnhunderteinundfünfzig.

Unser Abschied aus Böhmen war weniger amüsant. Irgendwann Mitte Juni war über den Rundfunk bekanntgegeben worden, dass demnächst sowohl die evakuierten Schlesier als auch alle sich gegenwärtig in der SR aufhaltenden Reichsdeutschen das Land zu verlassen haben. Nach Aufruf sollten sie sich mit Handgepäck bereithalten. Der Transfer werde human und taktvoll erfolgen. Wir hatten gerade unser Gepäck in den Gepäcknetzen verstaut, uns zufrieden auf freien Plätzen in dem uns zugewiesenen Waggon niedergelassen und warteten auf die Abfahrt des Zuges, als zwei bewaffnete Vertreter der neuen Staatsmacht die Abteiltür aufrissen und mit einem einzigen Wort, laut und vernehmlich, auf den Zweck ihres Kommens aufmerksam machten: »Gepäckkontrolle!« Einer der beiden zeigte mit seinem aufgepflanzten Bajonett reihum auf die Koffer. »Wem das? Und das?« Mutter und Großmutter hatten lediglich ihre Handtaschen zu öffnen. Das war's, dachten wir. Mit furchterregender Miene postierte er sich aber vor Frau Weise, musterte sie provokativ von oben bis unten – Evi steckte verängstigt ihren Kopf hinter ihren Rücken und klammerte sich an ihr fest – und sagte: »Naaa? Für wen so schick, junge Frau? Mitkommen, meine Dame!« Sie stand auf, Evi heulte, er bedeutete der »Dame«, dieser zugestandenermaßen auffällig unpassend gekleideten Deutschen, sie möge den blauen Koffer herunternehmen und ihm folgen.

Mutter, Evi und ich stürzten zum geöffneten Fenster, denn wir fürchteten, dass sie tatsächlich mitgenommen würde. Dann sahen wir, dass sie vor unseren Augen, unten auf dem Bahnsteig, lediglich den Koffer öffnen sollte. Was sich dann abspielte, könnte ich mir als durchaus gekonnte Etüde während der Aufnahmeprüfung an einer Schauspielschule vorstellen. Frau Weise wird es anders empfunden haben. Niemand von uns hatte gewusst, dass sie beim Packen in Rauscha mindestens so klug gehandelt hatte wie meine Großmutter. Sie hatte zwar keine

Bettwäsche eingepackt, aber nagelneue Kleiderstoffe. Nichts als Stoffe. Der Sieger machte sich einen Jux daraus, die Feindin machtlos vor ihren Schätzen kauern zu sehen, während er mit seinem aufgepflanzten Bajonett in ihrem Koffer herumstocherte und schließlich, unter dem Beifall seiner hinzugekommenen, genüsslich grinsenden Kameraden Stück für Stück herausangelte und hoch in die Luft warf. Die Zuschauenden johlten. Danach näherte sich das Bajonett den zarten Frauenhänden, betont langsam geführt, um sie nicht zu berühren, tippte sanft auf die rot lackierten Fingernägel und bedeutete der gedemütigten Deutschen, das vor ihre Füße gelegte Stoffstück zu entfalten. »Auf Knie! Nimm auf! Zeigen!« Sie ging auf die Knie, nahm es in die Hand, richtete sich aber sofort wieder auf, entfaltete es sorgsam mit Daumen und Zeigefingern, wandte sich mit einer leichten Körperdrehung nach rechts und links ihren Widersachern zu und präsentierte es so, als hätte sie ernsthafte Kaufinteressenten vor sich. »Beste Ware! Greifen Sie zu!« Stille. Für einen winzigen Augenblick schien der in natürlich-eleganter Pose verharrende schlanke Körper einer schönen Frau, die ihr strahlendstes Lächeln lächelte, in Wirklichkeit aber neben einem Scherbenhaufen stand, die männlichen Triebe besänftigt zu haben. »Runter! Knien!«, brüllte es. Sie ging in die Hocke, nahm das zweite Stück, dann das dritte, das vierte ... »Nehmen! Auf! Zeigen!« Ihre Lippen hielt sie zusammengepresst. Dann ein schriller Pfiff. Das Signal am Ende des Bahnsteigs stand auf Ausfahrt. Mutter und ich hatten Mühe, die schluchzende Evi festzuhalten, die fürchtete, ihre Mutter würde zurückbleiben müssen. »Los! Einsteigen! Und dann weg hier!«, schrie plötzlich ein Oberer in bestem Deutsch. Er hatte aus einiger Entfernung zugesehen. Frau Weise sammelte die verstreuten Schätze ein, faltete sie rasch, aber nicht hastig wieder zusammen, legte sie an ihren Platz, schloss beide Schlösser, nahm den Koffer und sprang mit einem eleganten Satz, sich mit der rechten Hand an die Griffstange klammernd, auf den anfahrenden Zug auf, der uns zurück nach Deutschland bringen sollte.

ZWEITES BUCH

I.

Wir saßen auf unseren Koffern unter den Arkaden des Görlitzer Untermarkts und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Im Laufe des Tages sollten wir weitertransportiert werden. »Nur nicht nach Bayern!«, flehte Großmutter. »Wir wollen doch so bald wie möglich nach Hause.« Da hatte Frau Weise einen genialen Einfall: »Wenn wir nachweisen können, dass wir hier eine Bleibe haben, werden sie uns sicher nicht zwingen mitzufahren. Ich gehe einfach rüber und sehe nach, ob meine Eltern hiergeblieben sind.« Die Wohnung ihrer Eltern lag auf der anderen Seite der Neiße. Die Brücken seien alle gesprengt, sagten die Leute. »Vielleicht ist wenigstens eine passierbar«, meinte sie. »Ich versuche es einfach. Wartet hier! Du auch, Evilein! Keine Angst! Ich komme bald wieder.«

Die Rathausuhr schlug zum dritten Mal die volle Stunde. Evi weinte leise vor sich hin. »Warst du mit deinen Großeltern schon mal hier?«, fragte Mutter, um sie abzulenken. »Ja.« Wir standen nach dem Rundgang, den uns Mutter zum Zeitvertreib vorgeschlagen hatte, vor der Rathhaustreppe. Allein hatte sie uns nicht gehen lassen; ich fühlte mich wie ein Kleinkind behandelt. Einige Male hatte sie uns sogar an der Hand genommen. »Weiß jemand von euch kleinen Damen vielleicht, wie alt diese berühmte Treppe ist?« Evi schüttelte den Kopf, und schon begann ein Vortrag ... (Ach Mutti, dachte ich verärgert, das weiß ich doch alles schon. Wie oft soll ich mir das noch anhören? Ich sah mich in Rauscha im großen Zimmer stehen, wo über dem Sofa eine Radierung vom Görlitzer Rathaus hing und daneben ein großes braunes Familienfoto, dessen Wert Großmutter mehr an der Berühmtheit seines Breslauer Produzenten als nach dem ideellen Wert bestimmte, den die darauf verewigten Personen für sie eigentlich hätten haben müssen. Für

mich war es dagegen die wichtigste Quelle, aus der mir bildhafte Vorstellungen über meine Vorfahren zugeflossen waren. Warum, warum nur hatte Mutter es hängenlassen? Wie sollte ich mich später an meine Vorfahren Horn und Eichler erinnern können, die ich im wirklichen Leben nie gesehen hatte? An meine Urgroßmutter Auguste und den Urgroßvater Wilhelm Horn, jenen Haushofmeister beim Goschützer Grafen, und an den Förster bei der gleichen gräflichen Herrschaft, meinen Großvater Oskar, der Großmutter Elfrieda Wilhelmine ihren Eltern im zarten Alter von sechzehn Jahren weggeheiratet hatte, um sie sich zu einer treuen Ehefrau, Mutter und braven Hausfrau zu formen. Nun wachte sie da drüben über unsere Koffer. Nur Onkel Richard kannte ich. Dank dieses wertvollen Bildes, das es nun nur noch in meiner Erinnerung gab, erfuhr ich auch, wie Mutter und ihr kleiner Bruder Kurt als Schulkinder ausgesehen hatten.) »Hörst du mir denn überhaupt zu?«, fragte sie. »Doch, doch«, beteuerte ich. »Aber wollen wir nicht lieber wieder zu Großmutter gehen?« Statt geistiger Nahrung wäre mir eine Butterschnitte lieber gewesen, aber von unserer Marschverpflegung war schon lange nichts mehr übrig.

»Achtung! Achtung! Hier spricht der Stadtrat«, schallte es in diesem Augenblick aus einem Megafon. »Alle aus der ČSR eingereisten Deutschen haben sich zur Weiterreise bereit zu halten. Bitte befolgen Sie die Anweisungen der sowjetischen Kontrollorgane!« Auf einmal hatte auch Mutter ehrliche Angst, dass wir mitfahren mussten. »Bloß nicht nach Bayern!«, wiederholte Großmutter ihren Herzenswunsch. Uns schärfte Mutter ein, ja nicht mit jemandem mitzugehen. Sie komme gleich wieder. Auf der Mitte des Platzes hatte ein Bus gewendet. Sie wühlte sich durch die Menschenmassen und steuerte direkt auf den Offizier zu, der ihn in Empfang nahm. Ich hinterher. Ich hörte nur noch: »Ladno!« Als sie wieder bei Großmutter und Evi ankam, war ich schon lange da. »Ich hab ziemlich lange, halb auf Deutsch, halb auf Polnisch, mit dem Verantwortlichen verhandelt«, erzählte sie Großmutter. »Er hat eingewilligt. Nur melden müssten wir uns ordnungsgemäß. Das hab ich ihm zu-

gesichert. Er hat wirklich geglaubt, dass wir schon untergebracht sind.« Wir waren die Einzigen, die der Bus auf dem Platz zurückließ.

Am späten Nachmittag kam Frau Weise endlich zurück. »Meine Eltern sind fort«, berichtete sie aufgeregt. »Schon lange?«, wollte Großmutter wissen. »Ja, schon seit dem 20. April. Frau Bartschak sagte, das Datum habe sie sich deshalb gemerkt, weil genau an Führers Geburtstag der Ring um Görlitz geschlossen worden sei. Sie müssten also, wenn alles gut gegangen ist, gerade noch weggekommen sein. Mein Vater habe befürchtet, andernfalls sofort verhaftet zu werden, denn er war selbstverständlich NSDAP*-Mitglied.« – »Und wo sind sie hin?« – »Anvertraut hätten sie sich niemandem im Haus. Aber die Nachbarn behaupten, sie könnten nur Richtung Sudetengau weg sein, denn in die anderen Richtungen sei schon Tage vorher kein Rauskommen mehr gewesen. Sie selbst sind dageblieben und hätten erleben müssen, die Ärmsten, wie die Russen am 9. Mai in der Stadt gewütet, gesoffen und gefeiert haben und wie sie Frauen vergewaltigt und am nächsten Tag die Häuser geplündert und jeden Winkel nach Nazis abgesucht haben sollen. Die mit der Marke unterm Arm seien gleich erschossen worden. Die anderen hätten sie auf LKWs verladen und abtransportiert. Sicher nach Sibirien. Also hat mein Vater doch gut daran getan abzutauchen. Nicht wahr?«

Wir hatten gespannt und entsetzt zugehört. »Das Haus ist prima in Schuss«, frohlockte sie. »Bartschaks haben sogar Mutters Zimmerpflanzen regelmäßig gegossen. Und obgleich drüben länger gekämpft worden sei als hier, ist erstaunlich wenig zerstört. Nur heruntergekommen sieht es aus.« – »Und was machen wir nun?« – »Na, das ist doch klar. Den Schlüssel hab ich ja. Also los! Keine Müdigkeit vorschützen, meine Lieben!« – »Gibt's also doch noch 'ne Brücke?«, fragte Großmutter besorgt. »Denken Sie etwa, ich habe mich über die Neiße gehandelt, Frau Eichler? Natürlich gibt es eine, allerdings eine hölzerne.« – Tief unten, knapp über dem Wasser, war neben den Pfeilern der Reichenberger Brücke eine Behelfsbrücke über die

Neiße geschlagen worden. Auf diesem Wege erreichten wir also lange vor Einbruch der Dunkelheit unser Etappenziel. Schwe rinstraße 10. »Wie peinlich!«, lamentierte Großmutter. »Einfach so in eine fremde Wohnung einzudringen. Wenn wir doch nur wüssten, wann wir wie weiterkommen werden!« Frau Weise beschwichtigte: »Warten wir's ab! Hier sind wir doch erst mal gut aufgehoben.«

Einige Tage lang wirkte die Stadt menschenleer. Es war gespenstisch. Die Eisenbahn fahre nicht, und Bauern, bei denen man ein Fuhrwerk mieten könnte, seien auch nicht zu finden, wusste Mutter zu berichten, nachdem sie sich umgesehen hatte. An ein Weiterkommen sei momentan nicht zu denken. »Unsere Registrierung gilt ohnehin nur für das Stadtgebiet, hat mir der Posten auf der Kommandantur erklärt«, sagte Frau Weise. »Ein netter Kerl. Fast ein Kind noch, höchstens achtzehn.«

Ich dachte an die beiden uniformierten Jungs, die mich auf der Herfahrt von Tschechien nach Deutschland, weil ich nur dagestanden und mich nicht getraut hatte, Mutter zu folgen, flugs an meinen Armen und Beinen gepackt und auf den hoch oben über der Neiße hängenden Schienen auf die andere Seite hinübergetragen hatten. Mutter hatte nur gesagt: »Wenn du dich gut an dem Seil festhältst, kann dir wirklich nichts passieren.« Doch wenn mir die Soldaten nicht geholfen hätten, stünde ich vielleicht immer noch dort und wäre vor Angst gestorben. Großmutter schaffte es allein, weil ihr ein anderer ihren Strohkoffer abgenommen, ihn übergebracht und sogar noch in den Bus gestellt hatte, der am anderen Ufer schon wartete.

Andererseits kamen uns täglich Schauergeschichten über die Russen zu Ohren. »Hast du schon gehört«, fragte eines Abends Frau Weise Mutter, als sie spät von der Straße kam, »dass schon wieder ...« – »Nein, aber ...« Mutter wehrte unwirsch ab. Sie war gerade von der anderen Neißeseite zurückgekommen und erzählte, dort stünden jetzt auch Posten. Sie hätten nur gefragt: »Woher des Wegs, Frau?« Und als sie geantwortet habe: »Von der Sparkasse«, hätten sie nur auf den Propusk geschaut und sie schmunzelnd durchgewinkt. Ob sie denn glaube, dass Geld

satt macht?, hätten zwei Frauen sie unterwegs schon hochgenommen, dann aber ernster hinzugefügt: »Versuchen Sie's doch mal in der Russenkaserne! Mit einem bisschen Glück lässt sich dort manchmal etwas zu essen ergattern.« Sie selbst hätten es allerdings noch nicht gewagt. Männer bekämen sowieso nichts. Am ehesten wohl Kinder und alte Frauen.

»Los, Oma! Sei kein Frosch!«, sagte ich am nächsten Tag zu ihr. »Du bist alt, und ich bin ein Kind, und beide haben wir keine Angst. Komm, wir versuchen's einfach!« Evi nannte mich verrückt. »Ich hab aber Hunger«, entgegnete ich und ließ sie stehen. Vier Stunden später kehrten Großmutter und ich stolz mit einer Milchkanne voll Suppe zurück. »Erfolg macht Mut«, bekam Evi von ihrer Mutter zu hören. Großmutter und ich reihten uns fortan beinahe täglich in die Schlange ein. Wenngleich nicht immer mit Erfolg. Denn neuerdings stellten sich auch diejenigen an, die nach und nach ihre Angst überwunden hatten und endlich aus ihren Häusern herausgekommen waren. Hinzu kamen Durchziehende ohne Registrierung, die nicht weniger hungerten als wir. Alle drängelten und schubsten und stritten sich. Als eine andere Alte mit unflätigen Worten um sich schmiss, zog mich Großmutter aus der Reihe. »Komm, Bärbel! Das ertrag ich nicht. Was sind das nur für Menschen?« – Plötzlich ein Schuss, und die Menschentraube stob auseinander. »Der hat nur in die Luft geschossen, Oma. Ich hab's gesehen. Keine Angst!« Wir sahen, wie das Tor geschlossen wurde. Ein Offizier kam an den wenigen weiter Wartenden vorbei und sagte laut, sich mehrmals wiederholend: »Heute nix mehr! Schluss! Nur wenn Ruhe.«

Anderntags ging es wieder friedlich zu. Als es mir gelungen war, mich unauffällig durch die wartende Menschentraube immer weiter nach vorn in Richtung Torposten durchzuschummeln und Großmutter mich nicht mehr sehen konnte, reichte mir unvermutet ein Offizier seine Hand. Völlig unbekümmert ging ich mit ihm mit. Bis zu einer Halle weit hinten in der Kaserne, wo Soldaten an ihrer Essenausgabe warteten. »Wie ein Lauffeuer verbreitete sich nur wenige Minuten, nachdem ich

Bärbel aus den Augen verloren hatte, vor dem Tor die Nachricht«, erzählte Großmutter dann, als wir zu Hause angekommen waren, »die Russen hätten soeben ein Kind entführt. ›War das etwa Ihr Mädchen, das da an uns vorbeigehuscht ist?«, haben sie mich gefragt. ›O du mein Gott!«, habe die neben ihr stehende Alte gejamert. ›Ob die armen Eltern wohl jemals wieder etwas von ihrem Kind hören werden?‹ Am Stadtrand sei kürzlich sogar eine verstümmelte Mädchenleiche gefunden worden, tuschelte man. Mein Gott, die armen Kinder!«

Doch das arme Kind Bärbel kam nach einer guten halben Stunde zum Tor zurück. Völlig unversehrt, aber reich beschenkt und vor Freude strahlend. Unter dem Arm trug ich ein ganzes Kommissbrot. Großmutter weinte vor Glück, drückte und küsste mich. Ich hatte von ihr noch nie – und wohl auch nie wieder in meinem Leben – einen Kuss bekommen. Doch streng, wie sie war, durfte ich auf dem Heimweg nicht einmal abbeißen von meinem Brot. Wir teilten es redlich unter uns fünf Personen auf.

›Oben an der Kaserne wird schon wieder geschossen!«, rief uns wenige Tage später eine Deutsche von der anderen Straßenseite zu. ›Gehen Sie bloß nicht erst hin! Es gibt sowieso nichts mehr.« Also befahl Großmutter, schleunigst kehrt zu machen. Ich musste hoch und heilig versprechen, nie wieder dort vorbeizuschauen – was ich nicht tat. Erst nachdem ich mich mehrmals persönlich davon überzeugt hatte, dass diese Futterquelle endgültig versiegt war – das Tor war stets verschlossen und durch Doppelposten bewacht –, gab ich auf. Stattdessen stromerte ich, allerdings nicht mehr ganz so arglos, ungezählte Stunden allein durch verwaiste Gärten und über Felder – gelegentlich wagte ich mich, wenn die Luft rein war, auch in ein Haus – und brachte dann und wann tatsächlich etwas Essbares mit. Selbst Kartoffelschalen können, gut gewaschen, abgetrocknet und dann knusprig auf der Herdplatte geröstet, ein Hochgenuss sein, wenn man Hunger hat. Aus den gerade herangereiften Ähren, die ich auf einem nicht bewachten Feld geerntet hatte, von dem ich natürlich behauptete, es sei schon abgeerntet

gewesen, zauberte Großmutter in einem von Evi und mir bestaunten Verfahren eine Suppe. Zuerst hatten wir die Ähren zwischen zwei Tüchern zu bearbeiten, dann portionsweise auszublasen und schließlich in der Kaffeemühle von Evis Oma zu Schrot zu mahlen. Wir lehnten uns, jede mit einem Teller in der Hand, über die Balkonbrüstung und amüsiert uns, wie weit die Spelzen flogen. Den Rest der Arbeit erledigte unter Hinzufügung von Wasser und Salz, das beinahe in jedem leer stehenden Haus zu finden war, die Köchin allein. Sinnigerweise nannte Evi das Endprodukt »Flügleinsuppe«. Ich fand, es schmeckte besser als Kartoffelschalen und machte mehr satt. Die Konserven im Keller wurden weiterhin nicht angerührt. Frau Weises Eltern sollten doch, wenn sie zurückkommen, ihre Wohnung samt Keller mit dem Eingeweckten so wiederfinden, wie sie sie verlassen hatten.

Ulica Henryka Sienkiewicza. Darunter ganz klein: Schwerinstraße. Schon länger war gemunkelt worden, Görlitz solle polnisch werden. »Nichts als Gerüchte«, blockte Mutter ab. »Und warum haben sie dann das Straßenschild ausgewechselt?« – »Wenn ich zu den Siegern gehören würde«, antwortete sie, »würde ich meine Kommandantur auch nicht in einer Straße suchen, die nach einem Wehrmachtsgeneral benannt ist. Warum sollten denn die Sowjets nicht einen der bedeutendsten polnischen Schriftsteller ehren? Vielleicht hat gerade der Teil der Roten Armee, in dem besonders viele Polen dienten, bei der Einnahme von Görlitz mitgewirkt.« Nur wenig später kam der Tag, an dem sich für uns alles ändern sollte.

Die Brücke ist zu. Dieser eine, alles entscheidende Satz schlug wie ein Blitz ein. »Wirklich?« Die, die wir fragten, wussten nichts anderes zu sagen als: »Ja, wirklich, seit heute Nacht. Sie lassen niemanden mehr rüber.« Ich ging zur Brücke und sah dort mit MPis bewaffnete Posten stehen. »Es stimmt.« Mutter vergewisserte sich selbst noch einmal. »Dort stehen jetzt zwei Posten«, sagte sie, »ein Pole und ein Russe. Ich hab den polnischen Posten gefragt und er mich, ob ich Polin bin. Ja, hat er dann gesagt, für immer.« Jeder Deutsche, den man traf, sprach

nur über das eine Thema. Am nächsten Tag war es offiziell: Die sowjetische Militäradministration habe ihre Machtbefugnisse an eine neu zu installierende polnische Verwaltung übergeben, den selbst ernannten Bürgermeister entmachtet und die Neiße zur Grenze erklärt. Die Mutmaßungen und Gerüchte trieben nun andersfarbige Blüten. Es könne sich nur um eine Verwechslung bei der Nachrichtenübermittlung handeln. Von einem *Gebiet unter polnischer Verwaltung stehend* war die Rede. Also nur vorübergehend ... Sollte in dem zitierten Abkommen wirklich *Oder-Neiße-Linie* stehen? Wenn ja, dann kann es sich doch nur um die Glatzer Neiße handeln. Jedenfalls nicht um die Lausitzer. Nur keine Panik! Alles werde sich klären. Großmutter beruhigte sich wieder. Wenn sich die Verwechslung geklärt hat, gehört Rauscha natürlich wieder zu Deutschland. Die Rückkehr wird sich also nur zeitlich etwas verzögern.

Dass es über die Neiße als Staatsgrenze bei den Verhandlungen zwischen den Alliierten tatsächlich Meinungsverschiedenheiten gegeben hat, wird erst lange nach der Wende durch die bis dahin in den Archiven verschlossenen Dokumente bekannt werden. Es ist zu vermuten, dass selbst heute noch mancher der unmittelbar Betroffenen nicht weiß oder es nicht wahrhaben will, dass das Zustandekommen dieser Grenzlinie mit dem üblen Gebietsschacher zwischen der Sowjetunion und Hitler-Deutschland zu tun hat und dass die aus der östlichen Lausitz vertriebenen Schlesier den Verlust ihrer Heimat genauso dem Machtanspruch Stalins zu verdanken haben wie die aus ihrer Heimat an der ehemaligen sowjetischen Westgrenze vertriebenen Polen.

Ulica Daszyńskiego. Prager Straße. »Und welche Nummer?« – »Die neunundvierzig«, antwortete Mutter. Sie hielt den Einweisungsschein in der Hand. Für Reiter/Eichler, zwei Erwachsene und ein Kind. Die Häuserzeile Schwerinstraße war innerhalb von vierzehn Tagen für Verwaltungsbeamte freizuräumen. »Sie sind die Sieger«, hatte Mutter den Empfang des Befehls nur lakonisch kommentiert. »Hast du den Schlüssel?«, fragte Großmutter. »Schlüssel?« ... »Und welche Wohnung?« –

»Egal. Wenn wir uns die Arbeit machen wollen, das ganze Haus, haben sie gesagt.« Ein ganzes Haus?, fragte ich mich. Ein Ein-Familien-Haus also? Nur für uns ganz allein? Die Haustür ließ sich zwar einige Zentimeter weit öffnen, aber dann ... »Irgendetwas klemmt hier. Es hat keinen Zweck, es weiter zu versuchen«, entschied Mutter schließlich. »Hier kommen wir nicht rein.« Also suchten wir eine Möglichkeit, über einen Hintereingang hineinzugelangen. Über eine Nebenstraße und dann durch mehrere Gärten hindurch fand sie einen Weg. »Dem Putz nach zu urteilen, müsste es hier sein«, rief sie erfreut. Wir standen auf irgendwelchem Müll, direkt am Haus. Es stank. Hinter uns der Garten. »Und wo ist die Tür? Das Haus muss doch einen Hintereingang haben.« Großmutter wurde unruhig. »Ich steige mal durchs Fenster ein«, beschloss Mutter. Ich ging zum nächsten und war schneller. Mich über lauter Gerümpel und umgestürzte Möbel zu einem straßenseitigen Fenster durchkämpfend, schrie ich erschrocken auf: »Komm mal hierher! Wir sind in der ersten Etage gelandet.« Großmutter kam nach stand wie angewurzelt am Fenster. Sie wollte es nicht glauben. »Ich such mal weiter«, sagte ich und verschwand. Über irgendwelche undefinierbaren sperrigen Gegenstände steigend, tappte ich im Finstern weiter und fand eine Treppe, die nach unten führte. »Hallo, hört ihr mich? Ich bin im Erdgeschoss. Hier ist es aber stockdunkel. Bleibt lieber oben!« In Richtung Gartenseite ertastete ich eine Tür, doch sie war blockiert.

Mutter muss sofort begriffen haben, was Großmutter und ich noch Tage später nicht wahrhaben wollten: Der Garten lag auf dem Niveau der ersten Etage des Hauses. »Es kann nur so sein«, überlegte sie, »dass es zwischen Garten und Haus einen Hof gibt, der aber verschüttet ist.« Sie hatte nämlich, ehe wir eingestiegen waren, einige Steinstufen entdeckt, die höchstwahrscheinlich zu einer nach unten führenden längeren Treppe gehörten ...

Die Erzählerin hält inne. Ihr stockt der Atem. Sie will erzählen, wagt es aber nicht. Was sie sah und erlebte, war so

scheußlich, so gespenstisch und so eklig, dass es ihr widerstrebt, überhaupt nach Worten dafür zu suchen. Wahrscheinlich sollte man es lieber verschweigen und sich sagen: Erledigt. Vergangen. Krieg ist Krieg. Sie zweifelt jedoch, ob sie es mit ihrem Gewissen vereinbaren kann zu schweigen. Ein Krieg hat viele Gesichter. Und er *war* nicht nur. Er *ist*. Er ist immer noch dort, wo nicht geschossen wird. Er lebt in den Menschen fort. Sie hat gesehen, was Krieg aus Menschen machen kann, ohne dass sie auch nur einem von jenen, die das hinterlassen hatten, je begegnet war. Sie hatte nur die Spuren gesehen. Kein Feuer. Keine Ruinen. Keine Toten. Nicht die Typhuskranken von später. Sie entscheidet sich: Es muss ausgesprochen werden.

Doch die Worte stellen sich nicht ein. Vor ihren Augen erscheinen nur die Bilder. Unfassbare. Graue. Schwarze. Durcheinanderwirbelnde. Einzelnes ist nicht auszumachen. Alles verschwimmt. Sie haben keine Konturen, keine Farben und kein fassbares Maß. Alles ist übermäßig. Sie versucht, das Auge der Erinnerung scharf zu stellen. Sie will sehen, was das für Formen gewesen sein müssen, zwischen denen es sich bewegte. Was könnten das für Gerüche gewesen sein, die ihr da entgegenschlugen? Gerüche, die mit einem Mal wieder vor ihrer Nase zu wabern und sie zu verfolgen beginnen und sich augenblicklich zu einem einzigen widerlichen Gestank vermischen, der unteilbar und ihr immer noch unerträglich ist, wenn sie an dieses Etwas nur denkt. Es biss in der Nase und schmerzte bis ins Hirn. Es stach in den Bronchien und brannte in den Augen. Es stank. Nach Moder, nach Verwestem, nach Exkrementen und quälte. Sie wurde es nicht los und wird noch immer nicht fertig damit.

Damals hatten sich alle durchgequält. Bis zum guten Ende. Sie hatten keine Wahl. Sie traten auf Weiches, Rutschiges, aber Gestaltloses, und auf Raues, Hartes. Sie stiegen, stolpten, sackten ein. Sie rutschten und fingen sich ab oder fielen. Und richteten sich jedes Mal wieder auf. Sie wollten nicht liegenbleiben. Hoppla! Was war denn das? ... Benennen konnten sie Polster, Holz, Stuhl, Tischbein, aufgeschlitzte Federbetten,

rote Inletts, blaue Inletts, fliegende Federn, leere Flaschen. Speisereste, Käfer, Mäuse. War es vielleicht der Inhalt aller Schränke aus allen Wohnungen aller Etagen? Waren es alle Kissen und alle Betten, die alle acht Familien, die hier einmal wohnten, besessen hatten? Waren es alle Polstermöbel und alle Spielsachen aller Kinder aus dem ganzen Haus? Was noch? Es war so viel, dass eine ganze Etage (das Erdgeschoss), eine Halbetage (der Teil zwischen Erdgeschoss und Straße) und ein großer Hinterhof einschließlich Schuppen und Stiege zum Garten hinauf total verschüttet waren – ohne dass je eine Bombe auf dieses Haus gefallen oder auch nur eine einzige Mauer eingestürzt war. Keine Trümmer. Wer auch immer diejenigen gewesen sein mögen, die diesen unreal anmutenden Zustand verursacht hatten – marodierende Banden? SS? Frontsoldaten? Russen? Polen? ehemalige Zwangsarbeiter? Es waren Menschen gewesen. Enthemmte. Entseelte. Entwurzelte. Getrieben von Wut und Rache.

Mit vereinten Kräften, anfangs mit bloßen Händen, schafften es Großmutter und Mutter, während ich auf Nahrungssuche ging, eine der beiden Wohnungen in der ersten Etage bewohnbar zu machen. Nur vor dem Bad kapitulierten sie. »Nicht machbar. Jedenfalls vorläufig nicht«, sagte Mutter, nachdem sie sich ein zweites Mal hineingewagt hatte. Das Wenige, was sie sagte, verfolgte mich wochenlang. Den Schlüssel zog sie ab. Der Gestank drang trotzdem durch Ritzen und Fugen in den Korridor und weckte in meiner Vorstellung jedes Mal, wenn ich vorbeikam, schauerliche Bilder. Zum Glück hatten sie im Erdgeschoss eines der Klos herrichten können. »Der Mensch ist ein Gewohnheitstier«, hörte ich mehrmals von Mutter. »Habt euch nicht so! Seid froh, dass wir ein Dach über dem Kopf haben.« Wir gewöhnten uns tatsächlich an das ungewöhnliche Umfeld. Ich fühlte mich im Wohnzimmer mit den schicken Möbeln sogar wohl.

Die lästigen Mitbewohner störten mich nicht. »Was ihr nur habt! Die tun doch nichts«, sagte ich schlaftrunken, drehte mich auf die andere Seite und wollte weiterschlafen. Nur ein paar

Minuten später sprangen Mutter und Großmutter schon wieder aus ihren Betten. Klatsch! klatsch! »Ach lass! Es hat doch sowieso keinen Zweck. Schalt das Licht erst mal wieder aus, Elli!«, hörte ich Großmutter sagen. Kaum war ich eingeschlafen, begann ihr Spiel von vorn. »Bin müde«, knurrte ich. Erst als mir bewusst geworden war, welche Höllenqualen Großmutter und Mutter durchmachten, und ich gesehen hatte, wie zerbissen und zerkratzt ihre Haut jeden Morgen war, hatte ich aufrichtiges Mitleid mit ihnen und beteiligte mich an der Schlacht – bis das Zeitungspapier zur Neige ging. Nicht aufgeben!, sagte ich mir und hatte bald Grund, mich als Heldin zu fühlen. Denn ich schleppte nicht nur Berge alter Zeitungen herbei, sondern stöberte auch noch irgendwo in einem anderen verlassenen Haus eine Fliegenklatsche auf. Ihr Wert ließ sich nur mit Gold aufwiegen. Mich hatten die Wanzen bis zum Schluss verschont. Zurück blieben aber unschöne Spuren an allen Wänden. Und um die Lichtschalter und die Steckdosen herum gab es danach keine Tapete mehr. Großmutters Kampf gegen die Läuse auf meinem Kopf dauerte länger. Mehrmals täglich Sitzung. »Halt doch endlich mal stille, du Gör!« Sie mühte sich redlich. Ohne Läusekamm und ohne Chemie eine Sisyphusarbeit. Zentimeter für Zentimeter mein langes Haar scheidelnd, suchte sie gewissenhaft meine Kopfhaut ab und zerquetschte die krabbelnden Viecher Stück für Stück zwischen ihren Daumnägeln. Die noch viel kleineren und fest am Einzelhaar klebenden Nissen nahm sie hingegen geschickt zwischen Mittelfinger- und Daumnagel und löste den Druck ihrer Fingerspitzen erst, wenn sie am Ende des jeweiligen Haares angelangt war.

In »unserer« ehemaligen Wohnung in der Schwerinstraße wohnte jetzt eine Familie mit zwei Kindern. Der Junge hieß Janusz und war genauso alt wie ich. Er hatte mich, als er vor dem Haus mit anderen polnischen Kindern spielte und ich neugierig vorbeiging und stehenblieb, um zu verstehen, was sie spielten, sofort gefragt, ob ich nicht Lust hätte mitzumachen. In das Gebäude neben der sowjetischen Kommandantur war

die Miliz eingezogen, an der Straßengabel am Ende der Daszyńskiego das Landratsamt. Demnächst könne nun auch die regelmäßige Strom-, Wasser- und Gasversorgung gesichert werden, hatte Mutter gelesen, als sie unsere neuen Ausweise abholen war. Görlitz und Zgorzelice hätten sich vertraglich geeinigt. Schräg gegenüber von uns wurde ein Laden eröffnet. Alle gemeldeten Polen bekamen Lebensmittelkarten. »Dort kann man sogar ohne Marken einkaufen«, erzählte ich freudestrahlend. »Können wir uns nicht wenigstens ein Brot leisten?« – »Und womit sollen wir's bezahlen, mein Dummchen?«, fragte Mutter zurück. »Na mit Geld. Wir haben doch Geld.« – »Aber keine Złoty. Unser Geld gilt nicht mehr.«

Der Aufbau der polnischen Verwaltung schien allmählich voranzukommen, obgleich es in den Anfangswochen an qualifiziertem Personal mangelte. Die meisten kamen, weil sie es mussten. »Welcher Pole wird schon gern seine Heimat, wenn er noch eine hat, freiwillig aufgeben wollen, um in das entvölkerte, verwüstete und völkerrechtlich noch unsichere Schlesien zu gehen!«, hörte ich Mutter zu Großmutter sagen. »Und ob die aus dem Osten, die genauso wie wir alles stehen und liegen lassen mussten, daran interessiert sein werden, statt ihrer schweren Böden hier das Heidefeld zu bestellen, wage ich auch zu bezweifeln. Sie würden sicher lieber heute als morgen dem Befehl folgen, sich in die umgekehrte Richtung zurückzubewegen. Sie sollen gezwungen worden sein, sich hier anzusiedeln.« Wir nahmen nur das Sichtbare wahr. Die Hintergründe kannten wir nicht.

Beinahe täglich gab es in der Stadt neue Aushänge mit amtlichen Bekanntmachungen und Befehlen. Die meisten zweisprachig, einige nur auf Polnisch, selten etwas auf Russisch. *Unbefugten ist ab sofort das Betreten strikt untersagt. Jede Zuwiderhandlung wird bestraft*, war an der Tür eines Hauses angeschlagen, in dem ich mir einige Bücher zurechtgelegt hatte. Die Zeitschriften über fremde Länder und das rote Briefmarkenalbum hatte ich zum Glück gleich mitgenommen. Ich stand verdattert davor. In den Straßen liefen Milizionäre

Streife. Wer keinen gültigen Ausweis hatte, wurde sofort verhaftet. »Das musst du verstehen«, erklärte mir Mutter. »Es kommen nicht nur die Verwaltungsbeamten und Menschen, die eine Wohnung brauchen; es kommt auch Gesindel mit. Aber fürchte dich nicht! Dir tut die Miliz nichts, vorausgesetzt, du hältst dich an die geltenden Regeln. Also Schluss mit deinen abenteuerlichen Streifzügen! Sonst wirst du, auch wenn du noch ein Kind bist, genauso wie jeder andere Einbrecher oder Dieb bestraft. Verstanden? Man will sicher versuchen, endlich Ordnung zu schaffen.« Richtig verstand ich sie nicht. Ich war doch kein Dieb! Ich hatte immer nur dort gesucht, wo niemandem etwas gehörte.

Auf einem andern Aushang war zu lesen, dass alle arbeitsfähigen Deutschen ab sofort zur Arbeit herangezogen werden konnten und sich bereitzuhalten hätten. Mutter ging von selbst aufs Amt und hatte Glück: Sie wurde bei einer Familie Miszniakiewicz, die oben am Berg, unweit von uns, gerade eine Villa bezogen hatte, als Putzfrau und Mädchen für alles »angestellt«. Ohne Lohn, versteht sich. »Hungern wirst du bei uns nicht«, sagte ihre Arbeitgeberin, nachdem sie ihr ihre Aufgaben erläutert hatte. »Was mittags übrig bleibt, darfst du gern essen. Aber untersteh dich, etwas mitzunehmen! Deine Familie können wir nicht auch noch versorgen. Wir haben ja alle nichts.« Wenn Mutter später Episoden aus jener Zeit erzählte, fügte sie gern hinzu: »Während Bärbel und meine Mutter darbt, habe ich den Grundstein für meine heutigen Rundungen gelegt.« – »Wie das?«, fragte meine Schwiegermutter ungläubig. »Durch ein genussvolles Sahnfrühstück. Diese Möglichkeit eröffnete sich mir sehr bald nach der Aufnahme meiner Arbeit. Da die Chefin keine Frühaufsteherin war, bat sie mich, morgens noch zeitiger zu kommen, um die Milch anzunehmen, die ein Kutscher von einem Bauernhof brachte. Keine schlechte Aufgabe. Da eine nicht unbeträchtliche Menge angeliefert wurde und ich Hunger hatte, schöpfte ich mir eben erst einmal den besten Rahm ab.« Die Wirkung war bald sichtbar. Binnen weniger Monate waren aus ihren

knapp fünfzig Kilo Körpergewicht fünfundsechzig geworden, viel zu viel für ein nur eineinhalb Meter kleines Persönchen. Das Schlimmste daran: Sie wurde sie nicht wieder los.

Erst als sie sich vierzig Jahre später, aus dem Koma erwachend, einem viel zu frühen Tod nahe glaubte – »ich will doch aber hundert werden!« – und der Arzt zu ihr sagte: »Ob Sie das schaffen, wird maßgeblich von Ihnen selbst abhängen, Frau Reiter«, besiegte die Vernunft ihre Esslust und ihren Heißhunger auf Fett. Sie steuerte ihre Zuckerwerte ohne jegliches Medikament.

»Hier, für euch beide!« Sie stellte ein braunes gläsernes Hautcremedöschen auf den Tisch. Ich öffnete es und stieß einen Juchzer aus: »Butter!« Da sie das Döschen zwischen ihren großen Brüsten gut verborgen hatte, konnte es Frau Miszniakiewicz bei der allabendlichen Taschenkontrolle nicht entdecken. Doch leider hatte sich ein Gutteil der Butter durch die Körperwärme verflüssigt und war ausgelaufen. »Schiet!« Mutter knöpfte ihre Bluse auf und verrieb das Fett auf der Haut. »Wenigstens ein schöner Busen«, sagte sie. »Glänzt wie 'ne Speckschwarte.« Ich kugelte mich vor Lachen über den Vergleich ihrer schönen Brust mit so einer hässlichen Schwarte. Großmutter brachte nicht einmal ein Lächeln über die Lippen. Vielmehr tetterte sie gleich los: »Als ob ich's geahnt hätte ... Ich hab dir doch gesagt: Komm ja nicht auf die Idee, für uns zu stehlen! Du weißt doch, wie sie mit den Deutschen umgehen. Du bringst uns alle in Gefahr. Außerdem finden sich immer irgendwo Brennesseln für Spinat und irgendwelches Grünzeug für Salat. Der Frühapfelbaum und zwei Johannisbeersträucher im Garten tragen sogar Früchte.« Recht hatte Oma schon. Aber richtig schön wär's erst, dachte ich, ohne mich in das Wortgefecht einzumischen, wenn wir jetzt noch ein paar Złoty hätten, um Brot zu kaufen, auf das man die Butter schmieren konnte. Als sich Mutter am nächsten Abend abermals in ihren Büstenhalter fasste, war mir nicht zum Lachen zumute, denn das, wovon ich heimlich geträumt hatte und was einmal eine dicke Weißbrotscheibe gewesen sein

musste, war total zerkrümelt und als Unterlage für die wieder hart gewordenen Butterreste nicht mehr geeignet. Geschmeckt hat es trotzdem.

Nur wenig später sah Mutter auf dem Komposthaufen in Miszniakiewiczs Garten eine ganze Stiege voll Harzer Käse liegen. Schon beim ersten Hinsehen war ihr klar, warum. Mit unschuldiger Miene habe sie gefragt: »Darf ich die Kiste auf dem Kompost zerkleinern? So als ganze verrottet sie schlecht.« Frau Miszniakiewicz habe nicht weniger clever reagiert: »Hatte ich etwa vergessen, Sie zu fragen, ob Sie Verwendung für die Kiste haben? Sie können Sie auch gern mit Inhalt nehmen.« – »Oh, vielen Dank.« Der Inhalt bewegte sich. »Macht nichts«, meinte Großmutter. »Das krieg ich schon hin.« Ich dachte sofort an die Pinzette, die ich in einem der leeren Häuser unten am Neißeufer, todunglücklich, nichts anderes gefunden zu haben, einfach eingesteckt hatte, nicht ahnend, dass so ein Ding Mutter regelrecht glücklich machte. »Endlich wieder ein bisschen mehr Frau«, sagte sie strahlend, als sie sie ausprobiert und sanft ihr Gesicht betastet hatte. Sie hasste die schwarzen Barthaare, die mangels geeigneter Gerätschaften munter sprossen. Und nun bekam meine Pinzette sogar noch eine lebenswichtige Funktion! Denn Großmutter machte tatsächlich genau das, was ich mir dachte: Sie setzte sich an den Wohnzimmertisch, nahm die Pinzette in die rechte Hand, einen der Harzer Roller in die linke und ... »Verflixt und zugenäht! Das ist ja eine noch viel piepslichere Arbeit als die feinste Weißstickerei!«, schimpfte sie vor sich hin und ließ durch geschicktes Naserümpfen ihre Brille noch weiter auf die Nasenspitze herunterrutschen. Auf einmal klappte es. Sorgsam zog sie Made für Made aus dem Käse. Doch kaum war sie mit der ersten Reihe fertig, bewegte es sich am Anfang wieder. Schließlich entsagte sie ihrem Perfektionismus und überzeugte mich, dass Maden aus gut verträglichem Eiweiß bestünden und ich den Käse ruhig essen könne. Ich machte die Augen zu, wenn ich ein Stück in den Mund steckte, und fand, dass er wunderbar schmeckte und richtig satt machte. Mutter verzichtete großzügig zu unseren Gunsten.

An dieses Erlebnis werde ich später zum ersten Mal wieder erinnert, als Harald mit einem großen Spankorb voller Kirschen vor mir stand. »Wo hast du denn die her?«, fragte ich. »Als ich nach Hause kam, lag eine Benachrichtigungskarte im Briefkasten, auf dem Hauptbahnhof sei eine Frachtsendung abzuholen. Da bin ich gleich noch mal los.« Meine Mutter hatte uns überraschen wollen. In Leipzig waren zu dieser Zeit die Gemüseläden wie ausgefegt. Im gleichen Augenblick, in dem ich in den Korb langte, ließ ich ihn fallen. Aus jeder einzelnen guckte mindestens eine fette, weißliche Made heraus. Woraufhin wir mehrere Schüsseln mit Wasser und den raren Früchten füllten, in der Hoffnung, dass die Tierchen herauskrabbeln würden. Doch weit gefehlt. Da wir zu dritt mit relativ wenig Geld auskommen mussten und unser Kind jauchzte, als es das Obst gesehen hatte, machten wir uns die gleiche mühevollen Arbeit mit den Kirschen wie Großmutter einst mit dem Käse. Inga – die damals noch keine Vorstellung haben konnte, was sie sich da, mit ihren Händchen vor Freude pantschend, aus dem Wasser angelte und mitaß – untersucht, seit wir ihr diese Geschichte erzählt haben, jede Süßkirsche, ehe sie hineinbeißt, so gründlich wie ein Laborant sein Präparat unter dem Mikroskop. Den größten Teil der entmadet geglaubten Früchte weckten wir ein. Doch jedes Mal, wenn wir eines der Gläser öffneten, sahen wir uns gezwungen, abermals zur Pinzette zu greifen und nachzuarbeiten. Der rechte Appetit auf das Kompott kam trotzdem nicht auf. Den Inhalt des letzten Einkochglases haben wir schließlich, kurz nach Beginn der dritten Zeitrechnung, kurzerhand doch noch entsorgt. Nicht ohne dabei ein schlechtes Gewissen zu haben. »Muss das wirklich sein?«, hatte Harald, ehe er meinem Vorschlag den Segen gab, selbst im neuen Deutschland noch gefragt. Lebensmittel wegzuzwerfen ist für unsere Generation offenbar bis heute eine Todsünde. Die Umstände machen eben doch zuerst uns Menschen, lange bevor wir begreifen, dass wir Menschen es sind, die die Umstände ändern können.

Im Haus nebenan war ein alter Herr eingezogen. Ich wusste nicht, ob er Deutscher oder Pole war. »Dzień dobry Panu!«* Er antwortete auf Polnisch und sagte mit freundlicher Miene etwas, das ich nicht richtig verstand. »Przepraszam Pana«, entschuldigte ich mich, »mówię tylko troszkę po polsku.«* – »Dann bist du also Deutsche? Wo wohnst du?« Wir standen vor unserem Haus. »Meinst du nicht, dass du, wenn du nur ein bisschen Polnisch kannst, mehr als ein bisschen lernen solltest?«, fragte er lächelnd. »Ich versuch's ja schon. Beim Spielen mit Janusz und seinen Freunden und mit Mutti, wenn sie da ist. Sie hat aber kaum Zeit. Außerdem sagt sie, ihr Polnisch ist nicht gut, sie kann es nicht fehlerfrei schreiben.« – »Willst du's richtig lernen?« Er lud mich zu sich ein. Ich erfuhr, dass er Deutscher war und in Liegnitz als Geografielehrer gearbeitet hatte. »Polnisch habe ich bei meiner Posener Großmutter gelernt«, erzählte er mir. »Sie war Polin. Um es aber richtig zu lernen, belegte ich als Student mehrere Sprachkurse.« Er zeigte mir sein Zertifikat. Herr Wagner wurde mein Lehrer und Erzieher und sehr bald so etwas wie ein großväterlicher Freund. Im Unterschied zu Großmutter, von der ich ständig nur hörte: »Lies nicht schon wieder rum! Nimm lieber den Besen in die Hand und hilf mir!«, ermunterte er mich zum Lesen und fragte, warum mir etwas gefiel oder nicht gefiel. Ich sollte es ihm begründen.

Er lehrte mich auch, die gefundenen Briefmarken fachgerecht zu behandeln und zu sortieren – dabei bekam meine Pinzette ihre dritte wichtige Funktion – und sprach mit mir über die Länder, aus denen sie kamen. Manches wusste ich schon aus den bunten Heften, die ich verschlang wie später gute Krimis. Ich hätte alles daran gesetzt, die Reihe zu komplettieren, doch leider ... Zu spät. Ich hatte Mutter versprochen, die gegebenen Weisungen zu befolgen. Immer wenn ich ein Heft zu Ende gelesen hatte, ließ er mich den Inhalt rekapitulieren, ergänzte und stellte richtig. Ich weiß noch genau: Das erste Thema, das wir gemeinsam besprachen, war Belutschistan, das zweite Afghanistan. Ohne ihn hätte ich die eigentümlichen Sitten der

Menschen in diesen Ländern nicht verstanden. »Du darfst nicht alles an unseren Maßstäben messen, mein Mädel«, sagte er. Oder: »Du solltest gründlicher lesen und immer fragen, von wann die Rede ist.« Ich hatte ihm gerade Schauergeschichten über die Kopfjäger auf Borneo erzählt. »Merkest du nicht, wie reißerisch das aufgemacht ist?« Das war mir nicht aufgefallen. Er war in seiner Jugendzeit viel gereist. »Bestimmt wirst du eines Tages, wenn unsere Städte wieder aufgebaut sind, wenn deine Mutter wieder Geld verdient und du vielleicht studiert hast und auf eigenen Beinen stehst, auch reisen können. Reisen bildet nicht nur; beim Reisen kann man, wenn man es will, vor allem Kontakte zu fremden Menschen suchen und finden und – das ist vielleicht das Allerwichtigste für das Zusammenleben der Völker, wenn es keinen Krieg mehr geben soll – verstehen lernen, dass sie nicht nur anders leben, sondern in den meisten Fällen auch anders leben wollen, als wir Deutschen leben. Das merkst du doch in gewisser Weise schon hier.«

Doch manchmal behandelte er mich allzu sehr als Kind. Er ist eben Lehrer, ärgerte ich mich. Warum hat er schon wieder gesagt, *man* müsse sein Gedächtnis trainieren? *Man* ... Wie Großmutter. Die Vokabeln kann ich doch wirklich fast immer. Ich muss seinen gut gemeinten Rat aber trotzdem angenommen haben. Denn ich erinnere mich, einmal ziemlich dreist behauptet zu haben: »Ich habe nicht nur die aufgegebenen Vokabeln gelernt, ich weiß auch fast alle Hauptstädte der Welt.« – »Na, denn man tau! Zeig, was du kannst!« Er begann, mich abzufragen. Ich blamierte mich gottvoll. »Man sollte nie *alle* sagen, auch nicht *fast alle*. Aber das hast du sicher gerade selbst gemerkt. Trotzdem meinen Glückwunsch!« Meinen Eifer hatte dieses Erlebnis zwar nicht gebremst, im Gegenteil; aber meine naive Selbstsicherheit hatte einen kräftigen Dämpfer bekommen. Etwas bescheidener und weniger vorlaut hörte ich dann noch viele Male seinen spannenden Erzählungen von schönen Reisen durch die Welt zu, der Route immer mit dem Finger auf den Landkarten meines Großen Weltatlases folgend, und stellte mir dabei schwarze und braune und gelbe

Menschen in den exotischsten Landschaften ihrer jeweiligen Heimat vor.

Irgendwann noch in jenem Sommer – ich kam gerade aus dem Fleischergeschäft mit einer Milchkanne voll Wurstsuppe, die der Fleischer kostenlos abgab – sprach mich ein Mädchen an, das ich nicht kannte. »Ja, stimmt«, antwortete ich ihr. »Ich war mir nicht sicher«, sagte sie. »Denn als ich dich zum ersten Mal sah, sprachst du mit den Jungs Polnisch. Fräulein Zorn hat aber behauptet, du kannst keine Polin sein. Die alte Frau, die sie mit dir zusammen gesehen hat, habe Deutsch gesprochen. Ich könne dich doch mal ansprechen, meinte sie, und dich fragen, ob du Lust hast, mit uns Musik zu machen. Sie wohnt dort oben.« Das Mädchen zeigte in Richtung von Miszniakiewicz's Haus. »Gleich vorn. In der schönen Villa mit den Türmchen.« Ihr gebe sie kostenlos Geigenunterricht, erzählte sie, und Anita spiele Flöte, Sopran und Tenor, und Lothar Cello. »Und wie heißt du?«, fragte ich. »Edith.« Man werde auch aufgenommen, wenn man kein Instrument spielen kann, zerstreute Edith meine Bedenken. »Ich muss trotzdem erst meine Großmutter fragen«, sagte ich. Wir verabredeten uns für den nächsten Tag. Dann würde ich wissen, ob ich kommen darf. Sie war begeistert: »Vielleicht kannst du Klavier lernen?« Sie dachte bestimmt an das Klavier, das in Rauscha ungenutzt herumstand, weil niemand spielen konnte. »Aber bitte nicht kostenlos, Elli!«, bat sie meine Mutter. »Biete dem Fräulein wenigstens ein Honorar in Reichsmark an!« Mutter begleitete mich zur Vorstellung. Nachdem mir Fräulein Zorn seltsame Fragen gestellt hatte, lud sie Mutter auf eine Tasse Kaffee ein. (Woher sie den nur haben mochte, fragte ich mich.) »Wir sitzen dann in der Veranda«, sagte sie zu mir. »Geh in den Salon rüber, Bärbel, und hör den anderen bei ihrer Probe für unser nächstes Hauskonzert zu!« Was sie im Einzelnen besprachen, erzählte mir Mutter nicht, nur dass sie kein Geld haben wolle. »Fräulein Zorn möchte einfach etwas dafür tun«, berichtete sie Großmutter am Abend, »dass die deutschen Kinder von der Straße wegkommen und ihre Angst vor den Polen verlieren. Ich be-

greife nur nicht«, fügte sie hinzu, »warum sie dann nur deutsche Kinder aufnimmt.« Großmutter schwieg. »Ich will die nette Frau natürlich nicht schlecht machen, aber ... Lassen wir das! Es wird dir sicher Spaß machen, Bärbel.«

Ich bekam tatsächlich Klavierunterricht. Ich musste ihr aber versichern, dass ich auch täglich üben käme. Anders habe es keinen Sinn. Jeden Tag mindestens eine Stunde. Ich versprach es. Wann, war mir freigestellt. Ehe ich mich ans Klavier setzen durfte, musste ich ihr Kinderlieder vorsingen, die sie am Klavier anstimmte und leise begleitete. »Aus deiner Begabung lässt sich etwas machen, wenn du fleißig bist.« Begabung ... Das hatte mir noch niemand gesagt. Musikalische Begabung sei ein Geschenk der Natur, deshalb gebe es keinen Grund, sich etwas darauf einzubilden. Stolz machte es mich trotzdem. Zweimal in der Woche nahm sie uns alle zusammen. Musiktheorie und Notenlehre müssten sein. Ich war die Jüngste, kam aber ganz gut mit. Nur in den ersten praktischen Stunden war ich mit mir gar nicht zufrieden. Und langweilig waren sie! Nichts als Tonleitern. Auf, ab. Auf, ab. Ganz schön schwer, vor allem mit der linken Hand. »Erst einmal C-Dur und G-Dur. Erst wenn du die richtig kannst, geht's dann mit D- und A-Dur weiter«, kündigte sie an. Die Tonfolgen musste ich aufsagen können. Bald folgten kleine Etüden. Aus der einen Stunde wurden meist zwei. Immer unter Aufsicht. Keine Möglichkeit, Fehler zu machen, die sie nicht hörte. Die Singestunden, bei denen wir alle zusammen waren, machten mehr Spaß. Bei den kleinen Konzerten durfte ich zunächst nur zuhören. Das war aber auch schön.

Plötzlich wurde ich zu Hause zur Arbeit eingespannt. Schon von Weitem hörte ich, dass sich Mutter und Großmutter stritten. »Um Gottes willen! Wie soll denn das zu schaffen sein?!«, klagte Oma, als ich zur Tür hereinkam. Und Mutti schimpfte mit ihr. »Ich werde abends natürlich helfen, und Bärbel muss auch ran«, sagte sie. »Und wenn wir's nicht packen?« – »Dann wird man uns auch nicht gleich ins Gefängnis stecken. Erst hast du rumgejammert, wohin nur mit den Unmassen Müll, und

nun dürfen wir ihn sogar auf die Straße räumen. Und das ist dir nun auch nicht recht. Sie werden schon dafür sorgen, dass er aufgeladen wird.« – »Nicht *dürfen*, wir *müssen* den Dreck rausräumen, den die Russen hinterlassen haben, nicht die Deutschen. Aber kontrolliert soll's werden.« Ich begann zu verstehen. Als ich einzuwenden wagte, dass ich vormittags doch zur Klavierstunde müsse, fuhr mir Mutter sofort über den Mund: »Keine Widerrede! Verstanden? Dann müsst ihr eben früher aufstehen. Ich muss auch um sechs raus.« Ich wusste nur, dass es bisher keine Müllabfuhr gab und es streng verboten war, Unrat auf der Straße zu deponieren.

Am Abend hatte sich der Sturm gelegt, und Mutter erklärte mir, worum es konkret ginge: Alle Deutschen seien per Befehl aufgefordert, innerhalb eines Monats die ihnen zugewiesenen Häuser zu entmüllen und das Sperrgut auf den Fußwegen abzulegen. Bei Zuwiderhandlung seien drastische Strafen angedroht. Die Durchführung der Aktion werde überwacht. Großmutter hatte panische Angst vor der Miliz. Als ich dann schlafen sollte, hörte ich Mutti zu ihr sagen: »Lass uns nicht in Panik verfallen, Mutter! Denk an den Sinn des Befehls! Was wäre, wenn eine Seuche ausbrechen würde? Weiter unten auf der Straße habe ich gestern Ratten laufen sehen.« Schließlich freuten wir uns am Ende jedes Tages, wie viel wir alle gemeinsam schon wieder geschafft hatten. Für kleinere Abfälle standen Mülltonnen bereit, die einmal täglich geleert wurden. Alles Größere wurde mit LKWs abgeholt, manchmal sogar mehrmals täglich. Für das Beladen waren Arbeitskolonnen aus Männern gebildet worden.

Als dann die Treppe zum Garten frei war, nahmen wir uns den Keller vor. Dort sah es zunächst nicht anders aus als vorher überall im Haus. Im Vorraum vermoderte Decken. Ein Kinderwagen samt Bettchen, kaum noch als solches erkennbar. »Wie das nur hierher kommt?« Wir tasteten uns vor. »Ein Handwagen«, schrie ich, »und ein Fahrrad!« Verrostet natürlich. Es stank fürchterlich und war finster. Großmutter hatte dort, wo nichts Feuer fangen konnte, Kerzen hingestellt. »Vielleicht

stoßen wir hinter den Verschlagen auf Schätze«, sagte ich, als der Zugang frei war. Doch das, was sich uns dann offenbarte, überstieg meine Schatzgräberfantasie: Nicht nur Kohle und Holz, nein, in einem großen Lattenregal gefüllte Einweckgläser! Stachelbeeren. Johannisbeeren, rote und schwarze. Birnen. Apfelstücke. Apfelmus. Zwei kleine Gläser Erdbeeren. Grüne Bohnen. Erbsen. Saure Gurken und ...? Sogar Fleisch! Drei Einlitergläser voll. Großmutter stand sprachlos davor und schüttelte den Kopf. Mir lief das Wasser im Mund zusammen. Erdbeeren, hm! Mein Magen knurrte. »Freust du dich nicht, Oma?« Schweigen. Sie nahm ein Glas in die Hand. Fasste an den Deckel. Hielt es gegen die Kerze. Dann ein zweites. Ein drittes. Sie hörte gar nicht wieder auf. »Nicht zu glauben. Keines ist offen. Warum die nur bisher niemand mitgenommen hat?« – »Vielleicht sind die Diebe ertappt worden und abgehauen? Ich habe gehört, die Russen greifen hart durch, wenn sie Plünderer erwischen«, sagte ich. »Die Russen ... Dieses Märchen glaube, wer will!«, widersprach sie mir. »Und selbst wenn es so wäre, hätten sich's die Offiziere anschließend geholt. Welcher abgekämpfte Soldat würde denn das schöne Essen stehenlassen?« – »Zerbrich dir darüber doch nicht den Kopf, Oma! Du wirst es sowieso nicht erfahren. Nimm das, was da vor dir steht, als ein Geschenk des Himmels und freu dich! Du hast immer gesagt: Uns kann nur noch der liebe Gott helfen.« Ich rannte zu Miszniakiewicz und berichtete Mutter von dem Wunder. Sie war erst bereit, es zu glauben, als sie es am Abend mit eigenen Augen sah. Der größte Schatz, den wir gehoben hatten, war für sie allerdings eine völlig funktionsfähige Nähmaschine. Sie hoffte nun, durch Schneidern zu etwas Bargeld zu kommen. »Ich frag mal Janusz«, schlug ich ihr vor, »ob seine Mutter vielleicht eine Schneiderin sucht.« Frau Michalska wurde ihre erste Kundin.

Ihr hatte ich es zu verdanken, dass ich nicht in eine der beiden Extraklassen kam, die für die Deutschen eingerichtet worden waren, sondern gemeinsam mit meinen Spielkameraden Ryszard, Aneczka und natürlich Janusz in eine polnische

Klasse. Sie habe mit dem Direktor gesprochen. Er lud mich zu einem Gespräch ein und fragte, ob ich das wirklich wollte. Polnisch spräche ich ja schon ganz gut. »Du sprichst doch auch nicht so viel schlechter Polnisch als die neuen Polen. Nur eben anders«, hatte mich Janusz zu trösten versucht, als ich, ehe die Entscheidung fiel, heulend dasaß. Mit den Neuen meinte er die polnischen Kinder, die zu Hause meist ukrainisch sprachen. Solche Kinder waren im Laufe des Sommers in größerer Zahl zugezogen. Januszs Meinung war natürlich eine Fehleinschätzung. Denn wie alle Kinder urteilte er nur nach dem Akzent. Abgesehen von Herrn Wagner, hatte ich es vor allem Aneczka zu verdanken, dass sich meine Aussprache so schnell verbesserte. Sie hatte mit mir, wenn die Jungs zu hart Fußball spielten und wir uns lieber auf die einzige noch heile Bank vor der Ruhmeshalle zurückzogen, zimal Wörter geübt, die ihres Erachtens bei mir nicht polnisch klangen. Sie sprach ein Wort vor, ich sprach es nach, sie lachte, und wir unternahmen den nächsten und den übernächsten Versuch, so lange, bis sie nicht mehr lachen musste. Ausgelacht hat sie mich nie. In der Schule waren es dann vor allem Ryszard und Janusz, die mir halfen, indem sie mich, ohne die Geduld zu verlieren, bis tausend zählen oder ein Verb in allen Personen durchkonjugieren ließen. Sie machten sich aber auch einen Jux daraus, mir Schimpfworte beizubringen und ihre Bedeutung falsch zu erklären – zum Glück nur dann, wenn es niemand von denen, die die Deutschen nicht mochten, hätte hören können. Wenn sie vor der Stunde ihre Hausaufgaben in Rechnen verglichen und ich im Vorbeigehen einen Fehler in einem ihrer Hefte sah, machte ich sie, auch nur leise, darauf aufmerksam. Manchmal fiel mir bei ihnen sogar ein Rechtschreibfehler auf. Kurzum, wir verstanden uns prächtig. Ich fühlte mich nicht als Fremde in der Klasse. Als Evi behauptete, jeder Deutsche müsse sich unter den Polen fremd fühlen, fragte ich sie nur: »Und die Polen in Görlitz? Wer, außer den fünf, sechs Görlitzern, ist denn hier in der Schule nicht fremd?«

Der Herbst verging. Der Winter kam. Wir froren nicht. Wir hungerten auch nicht mehr. Und zu Weihnachten hatten wir sogar Kartoffeln. Mutter hatte sie unter Milizbewachung gestoppelt. »Keine Angst, Pani«, habe der Posten, der das Feld bewachte, zu ihr gesagt, »ich zeige den Diebstahl nicht an. Aber beeilen Sie sich! Sich um Mutter und Kind zu sorgen, kann keine Sünde sein. Gott schütze uns beide!« Großmutter hätte es sich nicht einmal vorstellen wollen, den Tag der Geburt des Herrn nicht als einen besonderen Tag begehen zu können. Da es keinen evangelischen Gottesdienst gab – in die katholische Kirche wäre sie niemals gegangen –, feierten wir, zwar ohne Tannenbaum, aber Weihnachtslieder singend, zum Schluss natürlich *Stille Nacht, heilige Nacht*, ganz allein ein friedvolles Weihnachtsfest. Das erste nach dem Krieg. Nach Großmutter's Dank- und Tischgebet ließen wir uns das im Keller gefundene Schweinefleisch und grüne Bohnen zu den Kartoffeln schmecken. Als Nachttisch gab es ungezuckertes Kompott aus den Birnenquitten, die ich bis kurz vor dem ersten Schnee am Baum hängen lassen musste.

Der Winter verging. Der Frühling kam. Mutter hatte neue Kunden. Für die verdienten Złoty kaufte sie meistens Milch. Ich pflückte nach der Schule oder am Sonntagmorgen in den unbewirtschafteten Gärten Veilchen, band sie zu kleinen Biedermeierbuketts, postierte mich vor der Bäckerei und bot sie, hübsch in ein Strohkörbchen drapiert, für fünf Złoty pro Stück an. »Dziękuję Pani, dziękuję bardzo!«* Die Dame hatte mir – unglaublich! – tatsächlich zehn Złoty in die Hand gedrückt. »Dobrze, dobrze«, hörte ich nur noch, und schon war sie verschwunden. Manchmal bekam ich auch fünfzehn und einmal sogar zwanzig Złoty. »Weil du dir solche Mühe mit dem Binden gegeben hast«, sagte der Herr, der sie seiner Frau zum Geburtstag schenken wollte. Die Mühe lohnte. Am Ende steuerte ich in diesen Frühlingswochen mehr zum Familienbudget bei als Mutter mit einem gerade fertig gewordenen Sommerkleid. Ich kaufte ein Vierpfundbrot für achtzig Złoty – das war der zehnfache Preis eines Brotes auf Marken – und zehn Deka Butter,

was mir heftige Vorwürfe einbrachte. »Werd nicht gleich verschwenderisch!«, beschimpfte mich Großmutter. Über das Brot freute sie sich dagegen.

Der Frühling war viel zu schnell vorbei. Es gab keine Veilchen mehr. Doch Großmutter sagte, die Zeit bliebe stehen. Sie wartete. Doch dann war es plötzlich endgültig: Wir durften nicht nach Rauscha zurück. Auch nicht zurück nach Deutschland, einfach über die Brücke. Alle Deutschen seien *geregelt auszusiedeln*. Als wir an der Reihe waren mit der erneuten Registrierung, waren die ersten Deutschen bereits fort. Denn Mutter hatte regulär bezahlte Arbeit gefunden: eine Stelle als Putzfrau im Katasteramt und eine zweite als Haushälterin bei dessen Direktor Traszewski und wollte nicht weg. Ihr neuer Chef wollte sie nicht so schnell wieder verlieren. Und auch ich wollte nicht fort, denn mir gefiel es in der Schule, obgleich das Klima plötzlich rauer geworden war. Die Lehrer gaben sich kühl, und meine Freunde fragten nur noch selten, ob ich am Nachmittag mit ihnen spielen käme. Evi, deren Mutter auch abwarten wollte, erzählte, vor ihrem Haus hätten Jungs Faschisten gejagt und einige Kinder tüchtig verhauen. Sie selbst habe zum Glück kaum was abbekommen, aber die arme Lisa. Ich fragte Ryszard, ob er wisse, wer das war. »Das waren die Neuen«, sagte er und meinte die Ukrainepolen, obgleich viele von ihnen nun auch schon länger da waren. Aber es waren immer mehr geworden, selbst in unserer Klasse.

Zuerst hatte ich Evi nicht geglaubt. Doch dann wurde ich Augenzeuge einer ähnlichen Szene und bekam es mit der Angst zu tun. Begonnen hatte es eigentlich harmlos. Zwei deutsche Mädchen wurden von ein paar polnischen Hähnen mit geschwollenem Kamm gehänselt. Anstatt ihnen aus dem Weg zu gehen, reizten sie sie durch ihr arrogantes Gehabe. Einer aus einer zufällig vorbeikommenden Jungengruppe plusterte sich sogar als echter deutscher Mann auf, der wahrscheinlich glaubte, die Ehre des Deutschtums retten zu müssen, indem er sich einmischte, obgleich gar nichts Ungewöhnliches geschehen war. Und schon begann ein Streit. Zuerst gegenseitige Be-

schimpfungen: *Szwa-by! Szwa-by!* Darauf als Antwort: *Po-lacken! Po-lacken! Dreckspack!* Vielleicht begann es auch umgekehrt. Geballte Fäuste. Schubser. Drohungen. Sie brüllten sich an, auch wenn sie einander nicht verstanden. Der Ton machte die Musik. Schließlich kam es zu einer echten Schlägerei. Eines der Mädchen hatte sofort das Weite gesucht, das andere schluchzte leise vor sich hin und wäre mir am liebsten unter den Rock gekrochen, um nichts zu hören und nichts zu sehen. Es hätte schlimmer ausgehen können. Die beiden Krieg führenden Parteien trennten sich wortlos. Zurück blieb nur ein bisschen Blut, nicht weiter schlimm. Schlimmer: Der Hass saß tief. »Kinder sind nur die Spiegelbilder ihrer Eltern«, behauptete Mutter, als ich ihr von dem Vorfall erzählte. »Vielleicht kann ich deshalb die polnischen Kinder nicht hassen«, sagte ich und setzte mich an meine Hausaufgaben.

Es traf mich wie ein Schlag. Alles hatte so gut angefangen. »Tut mir leid, Frau Reiter! Ich kann wirklich nichts mehr für sie tun«, sagte Frau Michalska. »Ich bin nur Schulsekretärin, und der Herr Direktor hat sich nach den Weisungen des Ministeriums zu richten. Bitte verstehen Sie! Polen muss endlich zu sich selbst finden. Eine Regierung ist überall in der Welt zuallererst ihrer eigenen Bevölkerung verpflichtet. Die Binnenwanderung hat ein derartiges Ausmaß angenommen, dass sie kaum noch zu steuern ist. Menschliche Tragödien. Wenn Sie nachweisen können, dass Sie der ehemaligen deutschen Minderheit in Polen angehören, wird Bärbel bestimmt sofort wieder in diese Schule gehen dürfen.« Mutter sagte nur: »So einfach ist das nicht.« Ich verstand nicht, warum sie das sagte. Als wir dann wieder allein waren, sagte sie zu mir: »Ich verstehe, dass du sehr traurig bist, Schätzchen. Aber in welche Schule sollen denn die vielen neuen polnischen Kinder gehen? Es gibt keine andere. Und Lehrer sind auch nicht genügend da. Warten wir erst mal ab!« – »Das hätten sie uns doch aber auch erklären können! Ich finde es nicht gerade höflich, uns einfach auszusperren.« *Deutschen ist das Betreten des Schulgebäudes ab sofort untersagt*, war angeschlagen. Zwei Mädchen aus der

Zwei und ich standen davor und waren sprachlos. Ryszard rannte an mir vorbei, so als hätte er mich nicht gesehen. Als ich ihm nachrief, zuckte er nur die Schultern, sagte *Przykro mi*!* und verschwand.

Ich wusste damals natürlich nicht, dass schon Ende 1945 ein eigens für die *wiedergewonnenen Gebiete* zuständiges und direkt dem stellvertretenden Ministerpräsidenten Gomułka unterstelltes Ministerium, das *Ministerstwo Ziem Odzyskanych** mit Sitz in Wrocław, geschaffen worden war, das nahezu zeitgleich mit der Repatriierung von fast zwei Millionen Menschen polnischer Nationalität aus der Ukraine, aus Litauen und Weißrussland die Ausweisung der Deutschen zu planen und unter Kontrolle der Westmächte zu organisieren hatte. Zu den ersten Maßnahmen im Sinne einer konsequenten Polonisierung, die ich völlig unerwartet zu spüren bekam, gehörte das Verbot der deutschen Sprache im öffentlichen Raum. »Da siehst du nun, was dein Optimismus wert ist«, hörte ich Großmutter zu Mutter sagen, als ich nebenan schlafen sollte. »Ich hab's schon immer gesagt. Die lassen nicht locker. Als nächstes werden sie uns noch zwingen, in die katholische Kirche zu gehen. Mich kriegen sie nicht. Das versichere ich dir.« – »Gäbe es noch einen evangelischen Pfarrer, dann gäbe es das Problem doch nicht, Mutter. In der Schifffahrt geht ein Kapitän als Letzter von Bord.« – »Hör auf, Elli! Wir finden in puncto Polen sowieso keinen gemeinsamen Standpunkt. Sag lieber, wie's weitergehen soll! Bärbel kann doch nicht wieder bloß rumlungern oder den ganzen Tag Fräulein Zorn auf die Nerven gehen mit ihrem Geklimper. Die Musikgruppe habe sich in Luft aufgelöst, hat Bärbel gestern erzählt. Und Herr Wagner hat wohl auch schon den Ausreisebefehl.«

»Ob dich deine Mutter ganz allein sechs, sieben Kilometer zur Schule gehen lassen würde?«, fragte mich Fräulein Zorn. »Das ist doch keine Entfernung. In Bodenbach bin ich jeden Tag so weit gelaufen. Aber gibt es denn hier irgendwo noch eine Schule, die deutsche Kinder reinlässt?«, fragte ich erstaunt. »Noch nicht, aber bald. Das Nähere müsste ich mit deiner

Mutter besprechen. Behalt das, was ich dir gesagt habe, aber bitte für dich!« – »Hab sowieso keine Freunde mehr. Die sind alle so komisch geworden.« Mutter erfuhr, dass eine Freundin von Fräulein Zorn gerade dabei war, in Görlitz-Moys wieder eine evangelische Gemeinde aufzubauen. Für die Kirchen gelte das Verbot der *Ansammlung von Deutschen* nicht ausdrücklich. »Jedenfalls noch nicht«, habe sie skeptisch hinzugefügt. Sie wolle den Antrag wagen. »Sie müssen mir nur versichern, liebe Frau Reiter«, habe Fräulein Zorn gesagt, »dass auch Ihre Bärbel zu niemandem etwas von ›Schule‹ verlauten lässt. Denn dann ginge es uns allen an den Kragen.« Mutter sicherte Stillschweigen zu und nahm mir und Großmutter das gleiche Versprechen ab.

Auf dem Aushang an der Kirchentür wurde zur Bibelstunde für Kinder eingeladen – zweimal wöchentlich von neun bis vierzehn Uhr. Darunter auf Polnisch: *Angemeldet und genehmigt*. Stempel, Unterschrift. Wir hatten die Fächer Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, Naturkunde und Religion. Wenn wir lasen, lasen wir in der Bibel, wenn wir sangen, sangen wir Kirchenlieder, und die Wörter in den Diktaten kamen entweder aus den Liedern, die im Gesangbuch standen und die wir auswendig lernten, oder kamen in dem Bibeltext vor, den wir zu Hause vorzubereiten hatten. Derjenige, der den Text dann am besten aufsagen konnte, durfte sich ein Stammbuchbildchen aussuchen. Auf die Kontrolle durch die Miliz, die ich ein einziges Mal erlebte, waren wir alle gut vorbereitet. Passiert ist nichts. Eine Pflichtübung für die beiden Männer. Sie waren sehr nett zu uns und bezeugten Frau Pfarrer Respekt. »Ob sie ins Gefängnis müsste, wenn sie rausbekommen würden, dass wir auch Rechnen und Schreiben üben? Oder ob sie gar verschleppt würde?«, fragte das Mädchen, das neu dazugekommen war. Seine kindliche Fantasie blühte. »Quatsch!«, sagte ich. »In Polen gibt's kein Sibirien. Das liegt in Russland.« – »Und was würden sie mit *uns* machen?« – »Kinder werden nicht bestraft«, sagte eine andere. »Doch«, behauptete ich. »Meine Mutter hat gesagt, wenn ich stehle, würde ich dafür genauso zur Verant-

wortung gezogen wie Erwachsene.« Das hätte ich nicht sagen dürfen. Sie bekamen jetzt erst richtig Angst. Großmutter hatte ebensolche Angst, aber mehr vor einem Zwischenfall, der sich ereignen könnte, denn ich war mutterseelenallein unterwegs. Alle anderen Kinder wohnten in Moys. Deshalb habe ich auch nie richtig Anschluss gefunden und mich sogar mitten unter ihnen allein gefühlt. Dass ich unglücklich war wegen des vielen Alleinseins, ahnten Großmutter und Mutter nicht. »Lieber Gott«, betete ich. »Hilf mir doch bitte, bald wieder eine Freundin zu finden. Eine echte. So eine wie Gudrun!«

Exkurs

Da sitzt eine Frau vor ihrem Macintosh, schiebt sich ein Stück Schokolade nach dem anderen in den Mund und erinnert sich an einen Roman aus den sechziger Jahren. Warum eigentlich? Hilft das etwa weiter? Auch sie sucht. Dort ging es um einen Romananfang; sie sucht den Anfang eines neuen Absatzes in ihrem Text. Sie bläst keine Rauchwolken in die Luft und kratzt nicht an einer Schreibmaschinentype herum. Eine Schreibmaschine braucht man heute nicht mehr. Sie nennt das, was sie tut, auch nicht Arbeit; sie bekommt Rente und *muss* den Text nicht verfassen. Ihr Lebensunterhalt ist gesichert. Sie ist frei. Und trotzdem scheint sie, wenn sie auf einen Gedanken für den nächsten Absatzanfang lauert, die gleichen Qualen durchzumachen wie jener Autor vor vierzig Jahren. Gedanken flackern auf, und schwups!, sind sie schon wieder weg. Sie wollen einfach keine Gestalt annehmen. Sie muss aber eine Lösung finden. Wer A sagt, muss auch B sagen. Sie muss durch. »Urlaub können wir machen, wenn du fertig bist«, entscheidet ihr Mann. »Schreib! Erzähl!« Also erzählen oder leben? Ist das nicht irre? Sich bis tief in die Nacht mit Sprache herumquälen? Dazu das viele Sitzen. Wäre es nicht erfüllender und trotzdem schöpferisch, einen selbst entworfenen Pullover zu stricken oder neue Blumensorten zu züchten? Hätte sie gewusst, was literarisches Schreiben für eine Quälerei sein kann ... Sei's

drum! Er hat schon recht: Erst schreiben, dann wieder leben. Es war *ihre* Wahl. Und nun sitzt ihr schon wieder der Zweifel im Nacken. Nicht an der Richtigkeit der Entscheidung, sondern an ihrem Vermögen.

Der Bildschirm hat abgeblendet. Farbige Wirbel erscheinen ihr vor den Augen. Sie steht auf, geht zum Fenster, sieht hinaus. Sie glaubt zu träumen. Es schneit immer noch. Bereits seit heute Nacht. Vierzehn Tage ist der Frühling schon alt. Sie erinnert sich nicht, jemals einen solchen Winter erlebt zu haben. Auch damals nicht, in den bewegten Zeiten. Auch nicht, als sie die ersten Skier bekam, vom alten Kinderdorftischler, handgebo-gene. Alle träumten damals von Schnee. Er kam nicht. Es gab Rodel und Skier und Berge, aber das Wintervergnügen blieb aus. Jetzt, wo vor ihrem Haus kein Platz ist für den vielen Schnee, da fällt er. Fällt und fällt. Sie genießt den Flockenwirbel vom warmen Zimmer aus. Es ist still. Ein Hund läuft vorbei. Probiert den Schnee. Bellt. Sie kann nur sehen, nicht hören, dass er bellt. *Hinter Glas*. Dieser Romantitel assoziierte damals natürlich mehr. Ihr Fenster trennt sie nur vom störenden Lärm. Lärm macht krank, sagen die einen und sammeln Unterschriften gegen die Aufhebung des Nachtflugverbots. Die anderen sind wütend auf die Protestierenden. Denn sie hoffen, zu denen zu gehören, die dank der Maßnahme bei DHL endlich wieder Arbeit finden werden. Alltägliche Demokratie. Sie denkt dagegen nur an ihren Text, sieht zum Fenster hinaus und freut sich, weil das Weiß auf der Straße immer höher anwächst. Gesünder wäre es, sich die Langläufer unterzuschallen. Sie stehen da, unbenutzt seit zwei Jahren. In Österreich hatte sie, als sie das letzte Mal Winterurlaub machten, schon der leichteste Anstieg spüren lassen, dass sie alt geworden ist. Vielleicht sollte sie doch noch einmal ... Mal sehen. Vielleicht morgen, falls der Schnee ein paar Tage hält. Bis Ostermontag wenigstens. Der Besuch hat abgesagt. Also ginge es.

Sie geht zum anderen Schreibtisch und nimmt einen Bleistift in die Hand. Weich muss er sein, möglichst 3 B. 3-B-Stifte gibt es nur selten zu kaufen. Sie hat sich ein Dutzend aus Polen mit-

gebracht. Sie schreibt ein paar Worte. Streicht. Ersetzt sie durch neue. Papier ist geduldig. Sie hält inne. Wartet. Wartet lange. Dann ein kraftvoller Strich, schräg übers Blatt. Weg mit der Seite! Der Papierkorb ist schon gut gefüllt. »Bitte nicht ausleeren!«, hatte sie zu ihm gesagt. »Es könnte sein, ich suche aus dem, was ich vernichten wollte, doch noch mal was raus.« Manchmal ist der erste Entwurf sogar besser. Sie kommt nicht voran. Sie geht ins Schlafzimmer und zieht sich um. Prima, der Rock passt wieder. Es funktioniert also auch ohne Almased. Die Waage bestätigt: drei Kilo weniger. Und das in vierzehn Tagen. Die Sommersachen könnten wieder passen. Sie fängt an, ein Stück nach dem anderen aus dem Schrank zu nehmen und anzuprobieren. Findet, dass der Anzug aus der Mode ist. Schade, zumal er passt! Fünf Jahre ist er schon alt. Gute Qualität ist am Ende eben doch billiger als vielerlei Preisgünstiges. Man müsste mehr Klassisches tragen. Sie wird die Hose einfach mit einem anderen Blazer kombinieren. Der rote ist tatsächlich schon wieder in. Plötzlich fällt ihr ein Satz ein. Der könnte es sein. Los, an den Schreibtisch! Keine Müdigkeit vorschützen!, hatte ihre Mutter immer gesagt.

Sie geht zum Mac zurück. Allmählich beherrscht sie ihn einigermaßen. Eine ganz schöne Umstellung war das. Sie lernt die Shortcuts wie früher Vokabeln. Gut für die grauen Zellen. Mit Englisch wird's ebenfalls nach und nach. Romanische Sprachen allein reichen heutzutage nicht. Und Russisch braucht sie nicht mehr. Sie sieht nach, ob nicht doch eine E-Mail von ihrem Sohn gekommen ist ... Wieder nichts. Er ist in den USA. Drei lange Wochen schon. Kein Lebenszeichen. Nicht einmal vorigen Dienstag, als die Telefonanlage ausgefallen war und sie ihm SOS mailte. Die Message war doch wirklich nicht zu lang für sein Blackberry. Schließlich hat sich der Schwiegersohn des Problems angenommen, von dem sie vermutete, die Ursache wäre ein Virus. Laienverstand. »Fahr den Computer einfach mal runter und warte ein paar Stunden!«, hatte er ihr geraten. »Vielleicht ordnet sich nach einer Weile alles von selbst.« Trotzdem hätte sie gern gewusst, wo Sohnemann steckt und ob es ihm gut

geht. Als er wegfuhr, hatte er einen so heftigen grippalen Infekt, dass sie Angst um ihn hatte. Er ist wieder nicht geimpft, und die Grippewelle ist diese Jahr wirklich ernst. Trotzdem sollte sie sich nicht allzu viel Sorgen um ihn machen. Er ist von Natur aus stabil und außerdem hart im Nehmen. In jenem besonders strengen russischen Winter hatte er zwar einmal Fieber gehabt, war aber trotzdem nach Leipzig gekommen. Er hätte doch die Einladenden nicht sitzen lassen können. Also hatte er den Vortrag gehalten. Seither, behauptet er, sei er nie wieder krank gewesen. Seit Jahren hat er nicht einmal einen Hausarzt. Als Kind hatte es ihn ein einziges Mal erwischt, ausgerechnet zu seiner eigenen Jugendweihe. Er stand mit Fieber auf der Bühne, nahm seine Urkunde stolz in Empfang und legte sich anschließend gleich ins Bett. Er hätte ohnehin keine große Lust auf die Feierei mit der Klasse gehabt. Wie heute auf Klassentreffen. Als Junge ist er auch nie zur Disco gegangen. Ein Mädchen, das nicht erträgt, wenn der Freund in Berlin zur Schule geht und nur am Wochenende zu Hause ist, sei – leider – nicht das richtige für ihn. Und ein anderes zu suchen, kam ihm nicht in den Sinn. Seine Frau hat später *ihn* gesucht.

Er war eben ein besonderes Kind. Allein am Kanal angeln, wenn die Eltern zur Großmutter fahren. Ein Buch fachgerecht binden lernen, wenn die Eltern mit seiner Schwester zum Badesees gingen. Sie haben seine kleinen Spleens respektiert. Und das war gut so. Schon in der Kinderkrippe war er aufgefallen. In ganz anderer Hinsicht allerdings. Als fast alle Knirpse der kleinen Gruppe an Scharlach erkrankten und der Arzt ratlos war und sich fragte, woher bei all der Hygiene die Erreger nur kommen konnten, stellte sich schließlich heraus, dass das einzige gesund gebliebene Kind sie verbreitet hatte. Nur dieses eine konnte die anderen angesteckt haben. Der Bluttest bestätigte es. Er durfte bei den anderen in der Krippe bleiben und hat niemals Scharlach bekommen.

Ach, sie sollte lieber über den Anschlussatz an den Textabschnitt zum Zgorzelice-Kapitel nachdenken, als sich über den Sohn Gedanken zu machen. Erst als das Telefon klingelt – wenn

man alt wird, klingelt es leider nicht mehr so oft –, kommt sie auf andere Gedanken. Die erste Chemoserie habe seine Mutter gut vertragen, hört sie ihren Neffen sagen. Sie sei über Ostern zu Hause. Gott sei Dank. Hoffentlich geht's weiterhin gut. Was die Jüngste schon alles durchmachen musste! In der Zeit, in der sie diese Nachricht aus Jena entgegennahm, hatte Harald schon das Frühstücksgeschirr abgewaschen und bittet sie nur noch, den Gurkensalat abzuschmecken. Alles andere sei vorbereitet. »Gib mir bitte noch fünf Minuten!«, sagt sie. »Ich glaub, ich hab's jetzt.« Sie hatte es nur geglaubt. Der Auflauf steht schon im Herd. Am Nachmittag erwarten sie R. Er hat Verständnis für ihre Blockierungen. Was sie zu schreiben versucht, hat sie ihm bisher nicht genauer gesagt, nur dass sie schreibt. Wenn sein Maki ein Gedicht schreiben soll und die Idee nicht zur Form finden will, leide er ebenso, hatte er sie zu trösten versucht. Ein Bändchen ist trotzdem fertig geworden. Geduld! Vielleicht hat er recht. Sie ist schon immer ungeduldig gewesen, viel zu voreilig manchmal. Wie oft hat sie sich deshalb korrigieren oder bei anderen entschuldigen müssen. Sie weiß das. Selbsterkenntnis ist aber bekanntermaßen nur der erste Schritt zur Besserung. Und manchmal der letzte, behauptete Mutter. Werden muss der Text, trotz alledem, wenigstens so, dass er für die Kinder und den Enkelsohn lesbar ist. Sollten sich zufällig noch andere für das Geschriebene interessieren, dann ... Zumindest rechnet sie damit, dass R. irgendwann fragen könnte, ob er nun endlich fertig geworden ist; vielleicht wird er ihn sogar lesen wollen, wenn er Zeit hat. Sie muss es schaffen. Doch momentan sieht sie keine andere Möglichkeit, als auf einen besseren Tag zu warten.

Sie hätte auch anderes zu tun, dringend Notwendiges. Andererseits bietet gerade der lange Winter in diesem Jahr die beste Chance, sich jetzt – nicht morgen, nicht übermorgen, nicht später, nicht irgendwann – die Zeit zum Schreiben zu nehmen und sich nicht mit Ersatzhandlungen abzulenken. Mit Gartenarbeit zum Beispiel. Die Krokusse waren zwar schon zweimal aufgeblüht, doch gerade eben verschwanden sie

wieder unter dem neuen Schnee. Und das am vorletzten Märztag. Auch zu Ostern wird sie Zeit zum Schreiben haben. Ihre Tochter und ihr Mann haben sich nicht angemeldet. Sie fahren nach Stuttgart. Vielleicht treffen wir uns mit unserem Neffen, eurem Herrn Enkel, sagten sie. Ja, der Bursche lässt auch nichts von sich hören. Und der USA-Reisende könnte sowieso nicht kommen, wenn er noch dort ist. Da fällt ihr ein, dass er voriges Jahr genau zu Ostern zurückkam aus Redlands. Oder kam er direkt aus Chicago? Ehe er dieses Mal losfuhr, hatte er ganz beiläufig erzählt, dass er sich ein paar Tage Urlaub gegönnt habe und mit einem Mietwagen bis nach Chicago gefahren sei. Er wollte einmal das ganze Land auch von Westen nach Osten durchqueren. (Die Süd-Nord-Route hatte er schon früher gemacht.) Vielleicht ist es gut gewesen, ihr vorher von seinen Plänen nichts zu sagen. Er weiß, wie besorgt seine Mutter immer ist. Sie schluckt jedes Mal, wenn er sie deshalb in die Schranken weist. Von seiner Schwester kennt sie die gleiche Kritik. Eltern müssen lernen, dass Kinder mit über fünfzig keine Erzieher mehr brauchen. Sie sollten einfach darauf verzichten, Verantwortung übernehmen zu wollen für das Leben der anderen. Das gelte vor allem für Mutter, behaupten sie. Es tut weh, wie sie es manchmal sagen. Trotzdem muss sie es einsehen. Also Schluss mit den Ängsten um den Globetrotter! Er wird sicher am Ostermontag wieder bei sich zu Hause sein. Er wird am Abend anrufen und sich zurückmelden. »Schön, dass es euch gut geht«, wird er dann sagen. »Mir geht es auch gut. Alles okay. Ich muss auflegen. Keine Zeit. Der Jetlag. Bin zu müde. Morgen um acht beginnt mein Dienst.« Sie wird ihn verstehen. Sie wird sich freuen, dass er gut angekommen ist. – Stopp! Die Idee für den Anschluss ist da. Sie erhebt sich, geht nur noch rasch die Wäsche in die Waschmaschine stecken und sagt frohen Mutes zu Harald, dass sie bitte bis zum Essen nicht gestört werden möchte. »Wenn jemand anruft, lass klingeln!« Sie will sofort aufschreiben, was soeben Gestalt angenommen zu haben scheint in ihrem Kopf.

Die herbeigesehnte Freundin fiel mir förmlich zu. Als ich aus der Haustür komme, stürzt unmittelbar vor meiner Nase ein Mädchen mit seinem Fahrrad und weint bitterlich. Ich renne hin, frage, ob sie sich verletzt habe und helfe ihr hoch. »Nie, nic, nic, dziękuję«, höre ich auf Polnisch. »Nic się nie stało.«* Ihr linkes Knie blutet, aber sie hat sich nichts Ernsthaftes getan. »Mój ładny nowy rower!«*, schluchzt sie. Wir heben es gemeinsam auf und sehen uns das Malheur an. Beide Schutzbleche verbogen. Mehr nicht? Dennoch. Ihr neues Fahrrad! Ich schlage ihr vor, sie zu begleiten. Die Reifen schleifen nicht einmal an den Blechen. Sie überlässt mir das gute Stück, mir, dem fremden Mädchen. Sagt nur, sie habe Angst, Schimpfe zu bekommen von ihrer Mutter. »Hab keine Angst!«, versuche ich sie zu trösten. »Soll ich mitkommen?« Sie nickt. »Was, hier wohnst du? Ich hab dich noch nie gesehen. Seltsam.«

Sie wohnte direkt gegenüber von uns, in der Gifffabrik. So nannten die Deutschen den heruntergekommenen chemischen Betrieb auf der anderen Straßenseite, direkt an der Neiße. Wir hatten gar nicht mitbekommen, dass dort wieder jemand wohnte. Zurzeit wohnen nur sie und ihre Eltern hier im Vorderhaus, erfuhr ich. Sie seien erst seit einer Woche da. Ihr Vater habe den Parteauftrag, diesen Betrieb wieder aufzubauen. Geschwister habe sie keine. Wir mochten uns vom ersten Augenblick an und wurden gute Freundinnen. Von da an war mein Glück fast wieder vollkommen. Durch Agnieszka fühlte ich mich allmählich in Zgorzelec – Zgorzelice gab es seit Mai nicht mehr – zu Hause. Die Stadt wurde zu meiner Ersatzheimat.

Ich war beinahe täglich bei Krawczyks. In dem von außen so hässlichen Backsteinbau hatten sie sich hübsch eingerichtet. Natürlich hatten ihre Eltern sie nicht ausgeschimpft. Sie waren so glücklich, Agnieszka wieder bei sich zu haben und wieder als Familie leben zu können. Denn sie hatten viele Jahre lang weitaus Schlimmeres erlebt, als wir es uns jemals hätten vorstellen können. Sie sprachen nicht viel darüber. Erst allmählich

erfuhr ich etwas aus ihren Lebensgeschichten, der des Vaters, der Mutter, des Kindes. Denn jeder hatte seine ganz eigene. Jeder an einem anderen Ort. Sie waren lange voneinander getrennt gewesen und hatten am Ende nicht einmal gewusst, ob der andere noch lebt. In Lwów hatten sich Agnieszkas Eltern beim Studium kennengelernt und gleich, nachdem Herr Krawczyk promoviert hatte, auch geheiratet. Das Töchterchen wurde im gleichen Jahr wie ich geboren. Sie würden sicher noch ein zweites, vielleicht ein drittes Kind haben. Die Zweite Polnische Republik schien ihnen der Garant dafür zu sein, dass es künftig ewigen Frieden geben würde zwischen den verschiedenen Völkerschaften, die schon seit altersher in ihrer Heimat neben- und miteinander lebten. Sie konnten nicht ahnen, was für einen Gebietsschacher Ribbentrop und Molotow 1939 aushandeln würden und was infolge des berüchtigten geheimen Zusatzprotokolls aus ihrer Heimat einmal werden sollte. Plötzlich waren die Sowjets da, und ihre Stadt hieß Lwow. Zwei Jahre später wurde aus Lwow schon wieder Lemberg. Von da an gehörten sie – als Teil des sogenannten Generalgouvernements – zu Deutschland.

Ich verstand nichts. Alles, was Agnieszka erzählte, ging irgendwie durcheinander. »Ihr seid also auch Umsiedler? Nein? ... Vertriebene, sagst du. Durch die Russen? Oder doch durch die Deutschen? ... Und Repatriierte wollen sich deine Eltern auch nennen lassen?« Als ich zu ihrem Geburtstag eingeladen war, nahm sich Herr Krawczyk für uns Zeit. Sie hatte ihren Vater gebeten, mir zu erklären, wie das alles zusammenhing. Sie hatte es wohl selbst noch nicht so richtig begriffen. Und so durfte ich alle meine neunmalklugen Fragen stellen, und er antwortete mir geduldig, teilweise sogar auf Deutsch. Er war ein sehr kluger Mensch und konnte gut erklären. Er habe Glück gehabt. »Glück?« – »Ja. Ich lebe doch noch – im Unterschied zu meinem Cousin, von dem wir nie erfahren haben, wie und wo er zu Tode gekommen ist. Vielen klugen Leuten aus Lemberg ist es so ergangen wie ihm.« Ich bewunderte seine Ruhe und Gelassenheit und erschrak über viele Einzelheiten aus der

jüngeren und jüngsten polnischen Geschichte, von denen ich zu Hause noch nie etwas gehört hatte. Er erzählte weiter, die Nazis hätten ihn als Spezialisten zur IG Farben geholt. »Einem Polen durfte dort jedoch«, erklärte er mir, »weder eine hochqualifizierte Arbeit noch gar Verantwortung übertragen werden. Das war entwürdigend, zumal ich der bessere Fachmann war, aber nur wie ein besserer Sklave behandelt wurde. Ich hatte indes zumindest Arbeit und was zu essen und konnte in Polen bleiben.« Agnieszka hätten, als er abgeholt wurde, Bekannte zu ihren Großeltern aufs Dorf in die Nähe von Jasło bringen können. »Zum Glück«, fügte er hinzu. »Ihre Mama wurde nach Deutschland deportiert und hat dort in der Rüstungsindustrie arbeiten müssen.« Als sie zurückgekommen war und die beiden sich endlich frei fühlen konnten, wären sie sich wie Heimatlose im eigenen Land vorgekommen. Denn Lwów gehörte als Lwow nun endgültig zur Sowjetunion. Also hätten sie keine Wahl gehabt, als dorthin zu gehen, wohin sich zur gleichen Zeit Deutsche wie wir auf den Rückweg machten, weil Niederschlesien ihnen immer noch als *ihre* Heimat galt. (Ob Krawczyks es nicht sogar als zynisch empfunden haben müssen, *Repatriierte* genannt zu werden und gleichzeitig das fremde Land überhaupt erst wieder bewohnbar machen zu sollen? Ob sie es jemals als adäquate Entschädigung für den grundlosen Verlust ihrer Heimat zugunsten ihrer östlichen Nachbarn hingenommen haben?)

In der chemischen Fabrik schien es trotzdem voranzugehen. Mutter kannte sogar einen deutschen Chemiker, den Herr Krawczyk eingestellt hatte. Wenn ich mich drüben aufhielt, sah ich auch Arbeiter, allmählich dann immer mehr. Agnieszkas Fahrrad war repariert, und sie bestand darauf, dass ich Rad fahren lernte. Sie hatte eine Engelsgeduld mit mir. Sagte, sie halte mich am Sattel. Mir könne doch überhaupt nichts passieren. Ich bekam Mut. Nur stand da dummerweise auf dem großen Fabrikhof, auf dem reichlich Platz zum Üben war, eine alte Linde. Agnieszka machten die Kurven nichts aus. »Los! Und jetzt du!«, rief sie mir zu, und ich setzte übervorsichtig

an. »Dalej! Dobrze. Dalej!« Als ich aber mitbekam, dass sie den Sattel losgelassen hatte, überkam mich solch entsetzliche Angst, dass letzten Endes alles schiefging. »Twój ładny nowy rower!«* Es lag auf mir, und ich heulte. Ihres Rades wegen. Sie verzieh mir alles. Ich hatte tatsächlich eine wahre Freundin gefunden. Was mag nur aus ihr geworden sein?

Ein kleines Problem während unserer kurzen, aber herzlichen Freundschaft bestand darin, dass ich sie nie zu uns nach Hause mitbringen durfte, denn in unserer Wohnung stank es immer noch. Ein größeres Problem war für mich hingegen, dass ich über den Unterricht in Moys mit niemandem sprechen durfte. Einer Freundin etwas verschweigen? Ist das nicht fast so schlimm wie lügen? »Meine Mutter macht morgen mein Lieblingsgericht«, sagte Agnieszka eines Sonntags. »Komm bitte schon um elf! Du wolltest doch zusehen.« Da war's geschehen. Mutter hatte einmal gesagt, Notlügen seien keine richtigen Lügen. »Ich kann leider nicht, hab Klavierunterricht«, sagte ich, obgleich Agnieszka wusste, wann ich normalerweise bei Fräulein Zorn bin. »Du hast ihn doch schon öfter verlegt«, sagte sie. »Diese Woche könnte aber Fräulein Zorn sonst gar nicht. Außerdem ist es ihr neuerdings überhaupt am liebsten, wenn ich montags und donnerstags jedes Mal den ganzen Vormittag komme«, erfand ich gleich die nächste Lüge und erstickte fast an meinen Gewissensbissen. *Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten. Was ist das? Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsern Nächsten nicht belügen ...* Das hatte ich in der vorletzten Stunde so schön aufgesagt und ein großes Lob von Frau Pfarrer bekommen. Ich werde beten, damit der liebe Gott mir vergibt, nahm ich mir vor. Dieses eine Mal nur. Um mich abzulenken, begann ich wie ein Wasserfall zu reden. Ich erzählte von der polnischen Familie, die oben im Haus bei uns eingezogen war und dass ich ihr Baby sogar ausfahren durfte. Erzählte, dass ich bis hinunter an die Neiße gefahren war mit dem Kind und wieder zurück und dass es immer, wenn ich ihm die Klapper hinhielt, lachte. Erzählte, dass Großmutter im Herbst beim Umgraben,

unmittelbar neben der Laube, vergrabenes Silberbesteck gefunden und es sorgfältig geputzt und dann in den Wohnzimmerschrank gelegt hatte, damit es die Wohnungsinhaber unbeschadet vorfinden, wenn sie wiederkämen, und dass wir es nie benutzt hätten, bis ... »Was bis?« Mein Wortschwall war plötzlich verstummt. Ob ich ihr das wirklich anvertrauen sollte? Es bewegte mich so sehr, dass ich es ihr nicht auch noch vorenthalten konnte. »Bis vorgestern«, erzählte ich, »lag es immer an seinem Platz. Doch stell dir vor, Agnieszka! Es ist spurlos verschwunden. Mutter meint, das könne nur der Elektriker gewesen sein, der wegen der Zimmerlampe bei uns war. ›Aber das war doch ein Deutscher!«, sagte daraufhin Großmutter. ›Wie meinst du das?«, fragte Mutter. ›Stehlen etwa nur Polen? Falls du allen Ernstes so etwas denkst, dann ..., dann ..., stotterte sie. Die Sache muss sie furchtbar aufgeregt haben. Dann haben sie sich so lange gestritten, bis Großmutter einfach wegrannte.« – Nachdem die Geschichte erzählt war, fühlte ich mich erleichtert. Am Ende glaubte Agnieszka, dass ich wirklich nicht kommen könne. Sie wolle ihrer Mutter deshalb vorschlagen, nächste Woche noch einmal *pierogi* zuzubereiten. »Dann aber, weil du sie nicht kennst, gleich mehrere Sorten.« Ich versuchte, mir vorzustellen, wie die wohl schmecken mochten – die mit Spinat und die mit Fleisch und die mit Quark.

In Moys gefiel es mir schließlich besser, aber eigentlich nur, weil mich die Orgel interessierte. Den Blasebalg hatte ich schon oft getreten. Wenn Peter dran war, hörte ich dem Kantor zu. Er erklärte mir die Register, führte sie mir einzeln vor, und ich merkte mir bei einigen auch, wie es klingt, wenn man sie zieht. Einmal sollte ich ihm das Stück vorspielen, das ich gerade auf dem Klavier zu üben hatte. Um die Pedale zu benutzen, waren meine Beine natürlich zu kurz. Ob ich's mal wagen sollte, wenn er nicht da war? Noten lagen immer bereit. Ich überzeugte Peter, nach dem Unterricht eine Stunde länger zu bleiben und mir den Blasebalg zu treten. Da wir beide Spaß dabei hatten und Frau Pfarrer es uns erlaubte, blieben wir öfter da – aber nur, wenn sie in der Sakristei noch zu tun hatte.

Kürzlich stand die Erzählerin gemeinsam mit ihrer Tochter zum ersten Mal wieder vor der Kirche in Moys und bedauerte sehr, ihr das Innere nicht zeigen zu können. Der Gottesdienst hatte schon begonnen. Ehrfürchtig lauschte sie den Klängen »ihrer« Orgel. »Und auf diesem Instrument willst du also wirklich den Auszug eines Brautpaars nach seiner Trauung begleitet haben? Als noch nicht mal Zehnjährige?« – »Ja, es muss im Januar oder Februar 1947 gewesen sein. Nicht dass du denkst, ich wäre ein Wunderkind gewesen! Aber es gibt Situationen ... Der Kantor war eines Tages plötzlich verschwunden. *Abgeholt*, munkelten die Deutschen im Ort. Niemand wusste Genaueres. Die Pfarrerin war ratlos. Am Sonntag stand eine Hochzeit an. Sie fragte mich. Ich konnte nicht viel. Aber ein Lied, von dem mir der Kantor den Klaviersatz gegeben hatte, weil es mir so gefiel, hatte ich oft gespielt. Meist natürlich auf dem Klavier. Bei Fräulein Zorn, deren Villa ich dir gestern gezeigt habe. Als ich dann aber von der Hochzeit wusste und es sein konnte, dass ... Sie spornte mich an und sagte, dass es zu schaffen sei. Ich übte täglich. Und immer nur diese eine Melodie, egal, ob ich am Klavier oder an der Orgel saß. Am Klavier sang ich dazu. Was daraus wurde, weißt du ja.« – »Hast du keine Angst gehabt?« – »Und was für welche! Aber selbst wenn ich mich verspielen sollte, hatte sie mich ermuntert, passiere doch nichts. ›Wichtig ist nur‹, meinte sie, ›dass die Orgel überhaupt erklingt und dass du den Einsatz nicht verpasst. Wenn ich das Gebet gesprochen und dem Brautpaar den Segen erteilt haben werde, bist du an der Reihe. Also kurz bevor die Tür aufgemacht wird und die Hochzeitsgesellschaft auszuziehen beginnt. Und dann spielst du so lange, bis sie wieder geschlossen wird.‹ Ich wartete angespannt nur auf diesen einen Moment und zitterte vor Angst am ganzen Körper.« Im diesem Moment ertönt drinnen erneut die Orgel, und sie hört ... und taucht, ohne dagegen anzugehen, plötzlich so tief in ein Meer von Erinnerungen ab, dass sie gar nicht wahrnimmt, was um sie herum geschieht. Sie sieht sich vor der Orgel sitzen. Sie spielt wie im Rausch. Sie spricht dabei die schönen Worte vor sich hin, zu

denen die Musik erklingt: *So nimm denn meine Hände / und führe mich / bis an mein selig Ende / und ewiglich. / Ich kann allein nicht gehen / nicht einen Schritt. / Wo du wirst gehn und stehen / da nimm mich mit.* »Achtung!« Ihre Tochter hat sie zur Seite gezogen. »Tritt einen Schritt zurück, Mutti! Die Tür geht auf.« Tatsächlich. »Wie damals. Nur dass ich da drin saß«, sagt sie, »und spielte und spielte und nicht einmal mehr die Fehler merkte, die ich ganz bestimmt machte. Ich fing wieder und wieder von vorn an – bis es unten still wurde und ich hörte, wie die Tür eingeklinkt worden war. So wie jetzt auch.« – »Schade«, sagt ihre Tochter. »Und weiter?« – »Es gibt kein Weiter. Ich atmete nur noch auf, machte mich auf den Weg und war unbeschreiblich glücklich. Kannst du nachfühlen, was das für ein Gefühl ist, sich sagen zu können: Ich hab's geschafft?«

Im Hotel lag ich noch lange wach und hörte es immer noch in mir klingen: *Wenn ich auch gar nichts fühle von deiner Macht, / du führst mich doch zum Ziele / auch durch die Nacht.* Agnieszka und ich gehen hinter dem Brautpaar her. Wir tragen eine riesige Schleppe. Vor dem Paar streuen Gudrun und Sara aus Strohkörbchen Veilchen. Beim Einzug in die Kirche erklingt die Orgel. Ich erschrecke, wende mich um und sehe einen Kantor, den ich nicht kenne. Fast wäre ich über die Schleppe gestolpert. Das Brautkleid glitzert. Es ist von oben bis unten mit Perlen bestickt. Am Ende ihrer Rede fragt Frau Pfarrer den Bräutigam: »Wollen Sie, Herr Otto Reiter, mit Ihrer hier anwesenden Verlobten, Fräulein Elli Eichler, den Bund der Ehe eingehen, Glück und Leid mit ihr teilen in guten und schlechten Zeiten und ihr treu bleiben bis an Ihr Lebensende? Dann antworten Sie mir mit *Ja!*« Laut und deutlich erklingt seine Stimme: »Ja.« – »Und nun zu Ihnen, Fräulein Elli Eichler ...« – »Ja«, antwortet auch sie. Der Bräutigam steckt der Braut den Eherring auf, dann sie ihrem Mann. Vor der Kirche wartet eine weiße Hochzeitskutsche. Der Kutscher winkt mir zu. Es ist der alte Mann, der mich durch den verschneiten Winterwald nach Neuhaus brachte. Hinter der Kutsche einfache Bauernwagen, alle mit Myrte geschmückt. Dann fahren wir zu

unserem Haus in die ulica Daszyńskiego. Seine Fassade leuchtet in strahlendem Gelb. Die Tür wird von einer Girlande aus Immergrün umrahmt. Wir folgen dem roten Teppich. »Pst!«, sage ich. »Das Baby schläft.« Wir betreten einen großen hell erleuchteten Raum. Auf der eingedeckten Festtafel steht unser Speiseservice, auch die Fleischplatte. Daneben, frisch poliert, das gestohlene Silberbesteck und endlose Reihen kristallener Gläser. Nach dem Essen stellen sich alle vor der Laube auf. Großmutter Marie neben Papa, zu ihrer Linken Großvater Hermann, auf der anderen Seite Großmutter Frieda, in schwarze Spitze gehüllt, eine Federboa über die Schultern gelegt. Und neben ihr hat sich der gütige alte Kantor postiert. Die Herren tragen Lackschuhe und weiße Handschuhe. Jeder hält in der linken Hand einen Chapeau Claire. Ein Fotograf mit einer großen Plattenkamera auf Stelzen wartet. Auf dem Tuch, das über sie gebreitet ist, steht geschrieben: *Freche. Hof-fotograf*. »Die Kinder bitte nach vorn!«, sagt er. Die jungen Leute von oben wollen nicht mit aufs Bild. Sie wiegen ihr Kind. Es schreit. Sie nehmen es hoch. Es schreit weiter. Entsetzlich. Lauter und immer lauter. Es scheint Schmerzen zu haben. Ich wache auf.

Das Baby war gestorben. Seinen Tod konnte ich kaum verwinden. Seine Eltern baten mich, von ihm Abschied zu nehmen und mit ihnen gemeinsam für das kleine Mädchen zu beten. Als ich das Zimmer betrat, lag es aufgebahrt auf einem kleinen Tisch am Fußende der Ehebetten. Es trug sein rosa Taufkleidchen, auf dem Kopf hatte es ein Blütenkränzchen. Seine Augen waren geschlossen, die Händchen gefaltet. An jeder Ecke des Tisches stand eine Kerze. »Komm, verabschiede dich von deiner kleinen Freundin und gib ihr zum letzten Mal die Hand!« Ich wagte es nicht. Ihre Mutter nahm meine Hand und führte sie zum Händchen der Kleinen. Es war kalt. Was dann kam, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich nur, dass ich unmittelbar neben der kleinen Toten auf einem Stuhl saß und eine Stimme fragte: »Geht's wieder?« Sie baten mich wiederzukommen, solange sie noch zu Hause seien. Obgleich es mir schwer fiel, tat ich es.

Am vierten Tag kamen zwei schwarz gekleidete Männer, legten das Baby in einen weißen Sarg und trugen es aus dem Haus. Das ist meine letzte Erinnerung an diese Familie.

Ab März wurde die Aussiedlung der Deutschen forciert. Als das Gerücht die Runde machte, niemand dürfe Gepäck mitnehmen, habe sofort ein lebhafter Schmuggel über die Neiße begonnen, weil alle so viel wie möglich von ihren Habseligkeiten retten wollten. »Und wie viel müsste ich für den Strohkoffer bezahlen?«, fragte Großmutter. »Man sagt, zweihundert Reichsmark pro Stück. Selbstverständlich in bar.« – »Und was ist, wenn er nicht ankommt?« – »Das wäre dann *dein* Pech«, sagte Mutter. »So ist es den ersten Kunden ergangen. Stell dir vor: Da hatten die Kerle doch die irrwitzige Idee, nicht durch den Fluss zu gehen, sondern lieber über die Gleise, die am Eisenbahnviadukt über die Neiße hängen, weil oben am Blockhaus keine Posten patroullieren. Dabei ist der Erste, der es wagte, gleich abgestürzt. Den kann niemand mehr haftbar machen. Das Hochwasser hat den Leichnam mitgenommen. Ob das nun seine Kumpane sind, die weitermachen, weiß ich nicht. Der Preis habe sich aber nur geringfügig erhöht, sagen die Leute. Einzige Bedingung: Allzu sperrige Objekte werden gar nicht erst angenommen. Sie gehen jetzt in Ludwigsdorf durch die Furt. Nur sei dort das Risiko, auf Wachen zu treffen, noch höher als am Blockhaus. Aber sie arbeiten dort mit einem Bauern zusammen, der die Postenwege entlang seines Hofes und die Rundgangzeiten sehr genau kennt. Die Mannschaft soll zuverlässig sein.« – »Und wohin bringen sie meinen Koffer dann?« – »An die Adresse, die du ihnen gibst.« Großmutter gab Mutter das Geld und die Anschrift eines ehemaligen Hilfsförsters von Großvater, der schon lange in Görlitz wohnte und zu dem sie von Rauscha aus noch guten Kontakt gehabt hatte. Den Leuten blind vertrauend, machte Mutter den Handel perfekt. Pünktlich zur vereinbarten nächtlichen Stunde sei das ihr beschriebene Pferdewerk am angegebenen Ort erschienen, und auf das Erkennungszeichen hin habe ein älterer Mann blitzschnell den Koffer entgegengenommen und ihn unter einer

hohen Strohladung verstaut, unter der, wie Mutter gesehen zu haben glaubte, schon mehrere Koffer lagen. Bei Abschluss des Vertrages – per Handschlag natürlich – hatte ihr der Verantwortliche zugesichert, dass der Kofferinhalt, obgleich der Wasserstand immer noch hoch sei, keinen Schaden nehmen würde. Sie hätten Erfahrung. Natürlich stünde der Ausführende bis zu den Schultern im Wasser und müsse das Gepäckstück auf den Kopf nehmen. Sie solle aber unbesorgt sein. »Wir würden doch Landsleuten nicht schaden wollen.« Mit diesen Worten hätten sie sich verabschiedet. Zu aller Erstaunen kam der Koffer tatsächlich in tadellosem Zustand an.

Einige Jahre später sollte Großmutter, weil sie unbedingt in der Nähe ihrer Heimat bleiben und dort unter die Erde kommen wollte, Untermieterin der Familie Gerschwitz werden und sich, wie in Schönwald, beinahe täglich damit beschäftigen, mit einem Federwedel die Gehörne und Hirschgeweihe, die die Wände ihres kleinen Zimmerchens, einst Herrenzimmer von Herrn Gerschwitz, in großer Zahl zierten, sorgfältig abzustauben – auch wenn gar kein Staub zu sehen war. »Nicht ein einziges Mal bekommt man dafür ein Dankeschön«, schimpfte sie, als ich sie dort besuchte. »Können sie die Dinger nicht bei sich unterbringen?! Die haben doch wahrlich genügend Platz. ›Die haben schon immer dort gehangen, Frau Eichler, und deshalb bleiben sie dort auch«, haben sie gesagt. Untermiete sei Untermiete.« Der alte Gerschwitz war tatsächlich ein richtiges Ekel. Er drangsalierte seine Untermieterin, so oft er nur konnte, bis es meiner Mutter zu bunt wurde und sie Großmutter eines Tages gegen ihren Willen zu uns holte.

In Polen hatte Großmutter nicht bleiben wollen, obgleich es die Möglichkeit gegeben hätte. Da Mutter im Katasteramt einer vertraglich geregelten Arbeit nachging und weiterhin gebraucht wurde und sie glaubwürdig versichern konnte, nicht der NSDAP angehört zu haben, hätten wir nur die polnische Staatsangehörigkeit anzunehmen brauchen. »Wie kannst du es wagen, mir überhaupt diese Frage zu stellen?!«, herrschte Großmutter sie an. »Ich, Polin? Niemals. Glaubst du wirklich,

meine teure Elli, ich brächte es fertig, deinen Vater zu ver-raten?« Ich stand, entsetzt über ihren Ton, völlig verdattert da-neben. »Solange ich denken kann«, schafferte sie weiter, »haben wir stets deutschnational gewählt. Und dann kommst du mit einem solchen Ansinnen?« – »Vater hätte sich aber nie für etwas Besseres gehalten als ein Pole«, wandte Mutter vorsichtig ein. »Vermutlich wäre er unter den gegebenen Umständen nicht abgeneigt gewesen, die Staatsangehörigkeit zu wechseln, um in seiner Heimat weiterleben zu können.« Mutter glaubte ziemlich genau zu wissen, was in seinem Innersten vorging, sie war sich dessen sogar sicher. Sie habe sich aber Großmutter gegenüber nicht erklären wollen. Großmutter hatte entschieden. Unwider-ruflich. Wir mussten raus.

Wahrscheinlich verkräftete *ich* die Entscheidung am schwers-ten, hatte ich doch endlich wieder Freunde: Nicht nur Ag-nieszka, sondern auch Andrzej. Die Piotrowskis – so hießen die verwaisten Eltern in unserem Haus – hätten so etwas wie meine Tante und mein Onkel werden können. Ich wollte auch weiter Klavier spielen; woanders ginge das ganz bestimmt nicht mehr. Wenn ich Polin würde, dürfte ich auch wieder in eine richtige Schule gehen, vielleicht sogar in die gleiche Klasse wie früher. Warum nur hat sich Mutter nicht durchgesetzt? Sie hat doch auch eine Freundin, Frau Traszewska. Die beiden verste-hen sich bestens. Oder darf man jemanden, bei dem man sauber macht und von dem man Geld bekommt, nicht Freundin nennen? Wahrscheinlich.

Herr Traszewski war der netteste Arbeitgeber, den Mutter je hatte. Er war ein gebildeter Mann und achtete die ihm Unterstellten, unabhängig von ihrem Bildungsgrad und ihrer Nationalität, vorausgesetzt, sie waren ehrlich und fleißig. Einen so kalten Umgangston, wie ihn Mutter bei Miszniakiewicz erlebt hatte – selbst zwischen den Eheleuten –, gab es im Amt unter seiner Leitung nicht. Während Miszniakiewicz sich jedem Deutschen gegenüber misstrauisch verhielten, war Herr Traszewski anfangs lediglich ein zurückhaltender Beobachter, der sich ein eigenes Urteil über sein Personal bilden wollte.

Auch über seine polnischen Angestellten. Während Mutter für Frau Miszniakiewicz nur die Elli war, die sie duzte und der sie befahl, war sie für den Herrn Direktor selbstverständlich die Pani Reiter, die man genauso wie andere um etwas bat. Noch lange vor Ablauf der Probezeit veranlasste er sogar eine Lohnerhöhung für sie und ließ die Halbtagsstelle in eine Dreiviertelstelle umwandeln.

Ich war selten im Katasteramt, aber ein ganz besonderes Glückserlebnis, das ich dort gleich zur Begrüßung hatte, kann ich nicht vergessen. Ich sollte im Zimmer des Hausmeisters auf Mutter warten. Da fragte mich der Herr, ob ich Hunger hätte und eine Butterschnitte möchte. Ich nickte schüchtern. Er schien meinen Augen angesehen zu haben, welche Freude er mir mit Butter machen konnte. Er holte ein Brot aus dem Schrank und schnitt ein dickes Stück davon ab. Dann ging er zum Eisschrank und holte ein seltsam geformtes Paket heraus. Sollte das etwa Butter sein? Er wickelte es auf. Nicht zu glauben. Ein ungeformter Riesenbatzen Butter. Butter! Dann schnitt er auch davon dicke Scheiben ab, legte sie auf das Brotstück und reichte es mir. »Smacznego!«* Der Duft des frischen Brotes und der Geschmack dieser Landbutter sind möglicherweise der Grund dafür, dass ich frischem Brot mit Butter guter Qualität noch heute kaum widerstehen kann.

Seiner Frau hatte Herr Traszewski meine Mutter so vorgestellt: »Schatz, ich habe hier eine Dame mitgebracht, die nichts dagegen hätte, dir zur Hand zu gehen und, wenn nötig, Andrzej zu betreuen.« Er habe nicht einmal gesagt, dass sie Deutsche war. »Sie hat Erfahrung als Kinderfrau, wir können ihr unseren Liebling ruhig anvertrauen. Wärst du einverstanden?« Frau Traszewska vertraute ihrem Mann. Sie wünsche sich nichts mehr, erklärte sie Mutter, als wieder arbeiten zu gehen. Es habe ein Vorgespräch in der Schule gegeben, aber sie habe noch nicht zusagen können, weil der Kindergarten erst in Planung sei. Wenn Pani Reiter wirklich einverstanden wäre, fuhr sie fort, würde sie darum bitten, baldmöglichst anzufangen. Mutter war gerührt von so viel Entgegenkommen und Vertrauen.

Frau Traszewska hatte auch nichts dagegen, dass ich mit Mutter mitkam, wenn Agnieszka in der Schule war und ich Lust hatte, mit Andrzej zu spielen. Er war fünf Jahre alt. Ein helles Kerlchen. Er mochte mich sofort, und ich mochte ihn. Auch Frau Traszewska mochte mich, sodass ich mich dort bald wie bei Verwandten fühlte. Ich liebte sie schließlich mehr, als ich Tante Grete je hätte lieben können. Manchmal leistete ich Andrzej Gesellschaft, wenn er am Abend allein essen musste, weil Frau Traszewska auf ihren Mann warten wollte. Vor dem Einschlafen las ich ihm dann aus seinem Märchenbuch vor. Er amüsierte sich köstlich über meinen Akzent. »Das klingt so anders.« Er lernte auch ein paar Worte Deutsch von mir.

Ihrem Mann wachse die Arbeit manchmal fast über den Kopf, gestand Frau Traszewska meiner Mutter. Er hätte wahrhaftigen Gottes bessere Mitarbeiter verdient. Aber die könne er sich zurzeit eben nicht aussuchen. Mutter wusste, wie ernst er seine Aufgaben nahm und dass er sich immer wieder verpflichtet fühlte, zwischen den ihm Untergebenen zu vermitteln, wobei es wohl meist um politische Querelen ging, die vor allem auf unterschiedlichen Auffassungen zum Westen und zur Sowjetunion basierten. Gestern seien sie sich sogar in die Haare geraten und so laut geworden, dass Herr Traszewski es bis in sein Büro gehört haben musste. »Und worüber haben sie gestritten?«, wollte Frau Traszewska wissen. »Den Sachverhalt habe ich nicht verstanden. Sie verwendeten Abkürzungen.« – »Können Sie sich noch erinnern, welche? Dann könnte ich sie Ihnen doch erklären.« – »Es ging nur um zwei: *AK* und *AL*.«* – »Ach ja! Das alte leidige Problem! Ich erläutere es Ihnen später. Dafür brauchen wir Zeit. Peinlich, wenn sich Verantwortungsträger vor einer Deutschen über innerpolnische Fragen streiten.« Mutter beruhigte sie: »Sie wussten doch nicht, dass ich manches verstehe. Nehmen Sie's ihnen nicht übel! Ich bin auch gleich rausgegangen und habe nur vom Nachbarraum aus einiges mitbekommen.« – »Trotzdem würde es mich interessieren, ob es mein Mann geschafft hat, wenigstens Frieden unter den Kampfhähnen herzustellen.« –